



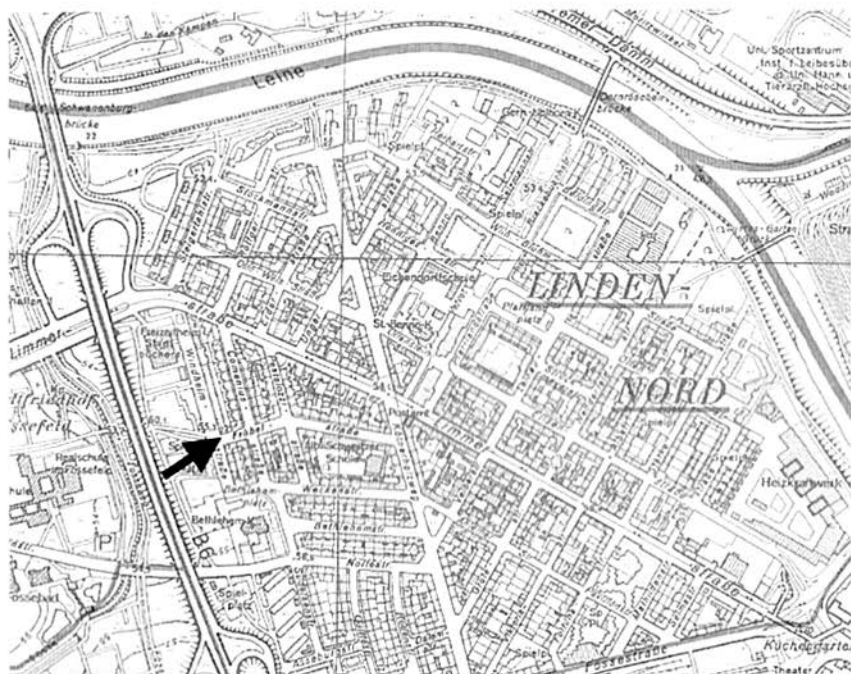
**Horst Bohne
Lindener Erinnerungen
1929 – 1945**

Quartier-Reihe »Zeitzeugen berichten« Heft 1
Hrsg. Quartier e.V.



Horst Bohne:
Lindener Erinnerungen
1929 - 1945

Quartier-Reihe „Zeitzeugen berichten“ Heft 1 – 4/2005
Hrsg. Quartier e.V.



Impressum

Horst Bohne:

Lindener Erinnerungen 1929 – 1945. ISSN 1860-837X

Hrsg. Quartier e.V., Hannover-Linden, April 2005

Quartier e.V., Küchergartenpavillon

Am Lindener Berge 44, 30449 Hannover-Linden

Tel. 0160/96754410, Email: verein@quartier-ev.de, www.quartier-ev.de

Spendenkonto: 8456800, Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 25120510

Titelbild und Rückseite: Horst Bohne

Redaktion und Gestaltung: Jonny Peter, Fotos: Horst Bohne

Eigenverlag, Druck: Forum Druck Hannover

Copyright Horst Bohne

Preis: 5,00 Euro

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort Herausgeber	6
Vorwort Verfasser	7
Frühe Jugend in Linden	8
Das Umfeld Linden-Nord	20
Der Krieg in Hannover 1939 –1945	33
Meine Adolf-Hitler-Zeit in Hannover	50
Über den Verfasser	58

Vorwort

Quartier-Reihe „Zeitzeugen berichten“

Nach unseren beiden Reihen „Lindener Geschichtsblätter“ und „Rundgänge“ freuen wir uns, nun die Quartier-Reihe „**Zeitzeugen berichten**“ vorstellen zu können.

Damit wollen wir einen weiteren Beitrag zur Geschichtsschreibung „von unten“ leisten: aus Sicht der beteiligten Menschen und durchaus bewusst subjektiv. Aber immer auch interessant. Es gibt insgesamt recht wenige dieser Veröffentlichungen, die eigentlich öfter geschrieben werden sollten, füllen sie doch eine Lücke in dem Wissen um das Alltagsleben im Stadtteil. Gerade über das konkrete Leben und Erleben der Zeit in den dreißiger Jahren und im Zweiten Weltkrieg verfügen wir nur – sicherlich gibt es viele Gründe dafür – über wenig Beschreibungen des Alltagslebens.

Wir freuen uns, dass wir mit dieser Broschüre einen kleinen neuen Beitrag zur Lindener Geschichtsschreibung leisten können und hoffen, dass auch andere LindenerInnen sich ermutigt fühlen und „ihr Leben“ zu Papier bringen.

Wir freuen uns insbesondere, dass mit **Horst Bohne** ein Freund unseres Hauses, des Küchengartenpavillons, seine detaillierten und kenntnisreichen Erinnerungen bei uns veröffentlicht.

Jonny Peter (Quartier e.V.)

Vorwort

Wie alles anfang

Ohne Sponsor kein Autor

An unserem vierzigsten Hochzeitstag war die Familie im Mai 1999 zum festlichen Mahl beisammen und es wurde vieles aus dem früheren Leben erzählt. Meine Tochter Katja beschwerte sich: „Es ist ja interessant, was du so aus deiner Jugend in Linden und der Schul- und Kriegszeit alles zu erzählen hast, aber am nächsten Tag habe ich die Hälfte davon wieder vergessen. Schreib doch das bitte endlich einmal auf und halte es fest!“

Die Schreiberei mit der Hand oder mit dem Zweifingersuchsystem auf der immerhin schon elektrischen Schreibmaschine wäre für mich allerdings eine Arbeit geworden, zu der ich mich wohl nicht mehr aufgerafft hätte. In welchem Zeitalter leben wir denn! Als dann im Dezember 1999 mein siebzigster Geburtstag anstand und die Freunde und Verwandten sich erkundigten, was man dem alten Herrn denn dazu schenken konnte, hatte Tochter Katja die zündende Idee: Spendet Geld, das ich sammle und wovon ich dem Vater eine Computerausrüstung kaufen kann. Gesagt, getan. Und so musste ich auf meine alten Tage noch in die Computertechnik einsteigen. Ein entsprechender Anfängerkurs bei der Eisenbahn-Fachschule schaffte die Basis, die mit nachfolgendem „Learning by doing“ erweitert wurde.

Wenn man so etwas anfängt, kann man nicht mehr aufhören. Es beginnt zu kribbeln und macht Spaß. Man zieht begleitendes Material heran, liest hier nach, findet dort etwas, was dazu passt, fragt bei alten Freunden und Mitstreitern nach, was die dazu noch wissen. Und so taucht vielleicht auch manches aus den Schubladen der Erinnerungen beim Leser wieder auf und lässt es für ihn wieder lebendig werden. „Ach, ja, das oder den kenne ich auch noch. Und da war ich auch manchmal. Usw.“

Viel Spaß bei der Lektüre!

Horst Bohne, April 2005

Frühe Jugend in Linden

1929: Hannover hat 439.346 Einwohner. Auf einer Kundgebung der NSDAP am 26. Januar in der Stadthalle spricht erstmals Adolf Hitler in Hannover. Bürgervorsteherwahlen am 17. November: **SPD 48,6 %**, **Vereinigte Bürgerschaft 20,1 %**, **DHP 8,4 %**, **KPD 5,5 %**, **NSDAP 4,9 %**, Zentrum 4,7 %, Demokraten 2,8 (NSDAP recht schwach, Linden ist links eingestellt).

Am einundzwanzigsten Dezember **1929** komme ich auf die Welt. Nach Aussage meiner Mutter eine sehr schwere Geburt, weshalb es auch kein drittes Kind mehr geben sollte. Niederkunft in der Landesfrauenklinik am Herrenhäuser Kirchweg. Getauft werde ich am 2. Januar 1930 in Hannover-Vahrenwald auf den Namen **Horst Karl Ernst**. Karl ist der Halbbruder meiner Mutter in den USA (Chicago), Ernst nach meiner Patin Erna, der jüngeren Schwester meiner Mutter. Ich bin zweiter Sohn nach meinem Bruder **Karl Heinz Bohne**, der am 30. Juni 1924 geboren worden war, also fünf Jahre älter ist als ich. Meine Eltern sind **Theodor Heinrich Konrad Bohne** (3.5.1888 in Hannover – 11.2.1978) und Frieda Johanne **Dorothee Bohne**, geb. Müller (18.11.1894 in Hannover – 17.2.1979). Das ist das Offizielle. Ansonsten heißt meine Mutter Ella-Dorothee und wird **Elli** genannt. Theodor kommt aus dem Griechischen und heißt „Gottesgabe“. Dorothea stammt ebenfalls aus dem Griechischen und heißt „Gottesgeschenk“, was wohl dasselbe sein dürfte.

Zwar in Herrenhausen geboren, bin ich doch ein **„Lindener Butjer“**, weil ich meine Kindheit dort verbringe. „Butjer“ kommt von „buten“, also draußen, außerhalb Hannovers. Wie heißt es so schön? „Lindener Bloot is keene Bottermelk“. Man sagt den Lindenern ein etwas rabaukenhaftes Wesen nach. Immerhin war mein Großvater mütterlicherseits, Zimmermeister von Beruf, ein „echter“ Lindener. Er sprach noch richtiges Lindener Platt, war wohl auch recht eigensinnig. „Und wenn du et mi swatt up witt wiesen deist, wenn ich et nich gläuben will, denn gläube ich et nich“. Ich habe ihn nicht mehr kennen gelernt, denn er starb am zweiten Juni 1930, als ich gerade ein halbes Jahr alt war. Der Großvater von Vaters Seite war schon vor meiner Geburt gestorben.

Meine Großmutter brachte ihrem Mann mittags immer das Essen zu seinem Arbeitsplatz, der „Lindener Samt“ am Küchengarten. Das hatte um zwölf Uhr pünktlich da zu sein. Als sie einmal wenige Minuten später kam, konnte sie das Essen gleich wieder mitnehmen. Andererseits musste er wohl auch feinfühlig gewesen sein, denn als meine Mutter damals eine schlimme Brustentzündung hatte, gestand er ihr, in der Kirche für ihre baldige Heilung gebetet zu haben. Später, während des Krieges und auch danach, versorgt meine Mutter ihre jüngere, unverheiratete Schwester Erna und ihre Mutter, meine Großmutter, im Kötnerholzweg 34 mit Mittagessen. Das ist ja nicht weit von uns. Als sie

aber einmal auch ein wenig später nach zwölf Uhr kommt, wird sie von meiner Großmutter mit den Worten empfangen „Ach, Elli, ich dachte schon, du kommst heute nicht“. Das saß wohl noch von früher drin.

Mit viel Wertschätzung besitze ich noch den „Bürgerbrief“ meines Großvaters vom 5. Februar 1897:

Bürgerbrief

Dem Herrn Zimmermeister August Müller zu Linden

welcher an Bürgerrechtsgewinn Geld 150 M bezahlt hat, wird nach erfolgter Ableistung des folgenden Bürgereides:

Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die nach der Stadt-Verfassung und den Gesetzen mir obliegenden Pflichten als Bürger gewissenhaft erfüllen und den vorgesetzten Behörden, namentlich dem Magistrate, Gehorsam leisten will. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort !

das Bürgerrecht der hiesigen Stadt auf Grund der Bestimmungen des Orts-Statutes für die Stadt Linden vom 30. Januar/3. März 1885 für ihn und seine Ehefrau hierdurch verliehen.

Linden war bis zu seiner Stadtwerdung 1885 Preußens größtes Industriedorf. Davor wurde es auch das schönste Dorf des Königreiches Hannover genannt. Zu Linden gehörten zeitweilig die Stadtteile Ricklingen, Bornum, Davenstedt, Badenstedt und Limmer. 1920 wurde Linden von Hannover eingemeindet.

Bernd Rabe: „Lindener gelten dem restlichen Hannover als derb zupackend, keiner Schlägerei abgeneigt, Unruhestifter – alkoholerfahrene Kneipengänger – hart, aber herzlich und allem ‚Schöngeistigen‘ abgeneigt“.

Wenn ich die Klassifikation des Lindeners in Relation zu mir selbst sehe, so dürfte ich eigentlich kein Lindener sein. Ich bin zwar Bier und Korn gegenüber freundlich gesinnt, jedoch eher allem Rabaukentum abgeneigt, versuche zu schlichten, zu vermitteln und auszugleichen. Prügeleien gehe ich lieber aus dem Weg, selbst auf die Gefahr hin, als feige zu gelten. Für mich ist der Mensch wie jede andere Kreatur ein unglaubliches Wunderwerk der Schöpfung in seiner Komposition aus Geist und Körper mit allen Lebensfunktionen wie dem Wunder des Sehens, Sprechens, Hörens, Fühlens, Schmeckens sowie des Denkens zum Benutzen all dieser seiner Sinne. Wut steigt in mir auf, wenn zgedröhnte Kerle oder auch Frauen in wahrster Bedeutung des Wortes sinnlos auf andere Menschen eindreschen, die Rippen und auch Köpfe mit Stiefeln zertreten.

Wir wohnen in der **Steigertahlstraße**¹ 11 in Hannover-Linden. Der gesamte Häuserblock gehört zur „Gemeinnützigen Siedlungsgenossenschaft Gartenheim e.G.m.b.H.“ und erstreckt sich von der Limmerstraße bis zum Leineufer. Das stadteinwärts gelegene Gegenüber besteht anfangs noch aus Gartengelände, etwas abgesenkt mit einer Böschung. Stadtauswärts verläuft die Grenze zum Stadtteil Limmer mit der „Schwanenburg“, der Insel zwischen dem Salzwasserbach Fösse und der Leine. Die „Schwanenburg“ ist ein Komplex aus Ausflugslokal, Kino und Theater, einer der wenigen verbliebenen Plätze, an dem wir nach Kriegsende wieder Kulturbetrieb erleben dürfen (Kurt Götz: „Dr. med. Hiob Praetorius“, Heinz Ehrhardt: „Charlys Tante“ u.a.). Nach der Währungsreform scheuen sich die Schauspieler nicht, in unserem Bereich von Haus zu Haus zu gehen und Abonnements anzubieten. Auch mein Bruder, obwohl selbst finanziell nur schwach ausgestattet, lässt sich darauf ein, was uns entsprechenden, lang vermissten Kulturgenuss bereitet. Im Schwanenburgbereich stehen noch größere Backsteingebäude. Ursprünglich war es der Lindener Schlachthof. Bis zur späteren Zerstörung in der Kriegszeit oder Abriss im Zuge des Baues des Westschnellweges mit dem Schwanenburgkreisel dienten die Bauten zum Lagern der Requisiten der hannoverschen Theater. Auch hat der Fischereiverein, bei dem mein Vater Mitglied ist, dort Hallen zum Aufhängen und Trocknen seiner Fischnetze gemietet.

Im selben Haus in der Steigertahlstraße wohnt auch der Bruder meines Vaters, mein Onkel **Fritz** (Friedrich) **Bohne** mit meiner Tante **Julchen** (Juliane) und meinen beiden Kusinen **Hanna** (Johanna) und **Marlis** (Maria-Luise). Hanna ist älter, Marlis zwei Jahre jünger als ich. Onkel Fritz ist Steuersekretär, mein Vater Werkmeister in der Fahrkartendruckerei der Deutschen Reichsbahn. Im selben Haus wohnt noch die Familie **Becker** (er ist Straßenbahnführer, und ich gebe später seinem Sohn Nachhilfeunterricht in Englisch und Rechnen), das Ehepaar **Copey** (Straßenbahnschaffner, steigt später zum Kontrolleur auf), die Familie **Rychlewski**, deren Sohn später Polizist wird. Dieser erspart mir dann auch einmal ein Strafmandat bei nächtlicher Fahrradkontrolle, indem er mit seinem Kollegen sich abmüht, meinem schwachen Dynamo noch ein mildes Leuchten abzupressen. Andere Namen wie **Siedentopf** und **Bissel** sind mir noch bekannt, sagen mir aber nicht mehr viel.

Aus dieser Zeit ist mir nur noch erinnerlich, wahrscheinlich meine früheste Erinnerung, dass ich einen kleinen grauen Stoff-Teddybären besaß mit Metallrädern, den ich liebte, obwohl eines der Räder zur Hälfte abgebrochen war. Es existiert auch noch ein Foto mit dem Teddy, meinem Bruder und unserem Vetter „Lockenhorst“ aus Laudenbach am Main auf den Eingangsstufen unseres Hauses in der Steigertahlstraße. Mein Lieblingsplatz war zusammen mit dem Teddy unter der Nähmaschine.

¹ Der hannoversche Leibarzt und Hofrat Johann Georg Steigertahl (2.2.1666 -27.6.1740) entdeckte um 1730 in Linden eine Ölquelle

1933 ziehen wir um in die **Fröbelstraße**² 22/ Eingang **Windheimstraße**³. Wie die **Fröbelstraße** sind auch die nahe **Pestalozzistraße**⁴ und die **Comeniusstraße** nach früheren Pädagogen benannt.

Ich bin gerade knapp vier Jahre alt, als wir 1933 mit einem kleinen Lieferwagen der **Möbelfirma Baldauf** aus der Limmerstraße von der Steigertahlstraße in die Fröbelstraße umziehen. Trotzdem erinnere ich mich. Ich bin selig, dass ich auf dem Möbelwagen mitfahren darf. Der Umzug ist nur kurz, denn die Windheimstraße ist die Verlängerung der Steigertahlstraße über die Limmerstraße zur Bethlehemkirche hin. Das bleibt nun lange Jahre meine Heimat bis zum Umzug 1961 in die Deichmannstraße in der List.

In diesem Eckhaus haben wir eine geräumige Wohnung in der ersten Etage mit einer sehr großen Küche, die viel Platz zum Spielen bietet, einem Wohnzimmer, zwei Schlafzimmern für die Eltern und für meinen Bruder und mich. Auf dem langen Flur bohrt unser Vater Haken in die Deckenbalken für eine Kombination aus Schaukel, Reck und Ringen für uns Kinder. Das geräumige Badezimmer hat Platz für Toilette und Badewanne mit Kohlebadeofen sowie für einen großen Schuhschrank. Es fehlt allerdings ein Waschbecken. Dieses können wir erst sehr viel später nach dem Krieg unseren Eltern einbauen lassen, als sie einmal im Urlaub sind und wir sie einfach vor die vollendete Tatsache stellen. Vorher hieß es „Ach, bei unserem Alter, das lohnt doch nicht mehr“. Danach sind sie dann doch sehr dankbar. Warum nicht früher? Das Geld war doch da. Bis dahin ist die Waschgelegenheit eine Emaillewaschschüssel auf einem eisernen Dreibeinständer (so etwas findet man noch in Heimatmuseen, u.a. in Ahlem). Am Freitag wird abends der Badeofen angeheizt, wofür oft Kartons und Kistenbretter von Sil- und Henkokisten aus dem Kolonialwarengeschäft meiner Tante Erna herhalten, die den Ofen zum Glühen bringen. Das reicht dann für alle Familienmitglieder, die nacheinander in die große Wanne steigen.

In den älteren Häusern Lindens lassen die sanitären Anlagen sehr oft noch reichlich zu wünschen übrig. Badezimmer sind meistens gar nicht vorhanden, die Toilette oft noch auf der halben Etage im Treppenhaus. So auch im großelterlichen Haus im Kötnerholzweg. Der Badeausschuss der Stadt Hannover erkannte 1925, dass die beiden alten Brausebäder am Klagesmarkt und an der Stadtstraße nicht mehr ausreichten. Der Stadtbaurat und Architekt Karl Elkart errichtete 1927 am **Küchengarten** ein **Badehaus** mit Duschen und Wannensäubern. Da es nach dem Krieg kaum Heizmaterial gibt, erfreut sich das Badehaus jetzt größter Beliebtheit. Um die Massen zu bewältigen, wird die Badezeit auf eine halbe Stunde begrenzt. Der Sonnabend wird zum Washtag für die ganze Familie. Bis zu 500 Brausebäder werden verabreicht. Während man das

² Friedrich Fröbel, Pädagoge, 21.4.1782 – 21.6.1852

³ Patrizierfamilie von Windheim

⁴ Johann Heinrich Pestalozzi, Pädagoge, 1746-1827

teurere Wannenbad zumeist gleich einnehmen kann, müssen für das billige Brausebad oft stundenlange Wartezeiten in Kauf genommen werden. Kurz vor Ablauf der Badezeit geht der Bademeister durch die Gänge, klopft mit seinem Schlüssel an die Türen und ruft: „Singen und Duschen einstellen. Anfangen mit aufhören“. Am 31. März 1983 wird das Bad geschlossen. Inzwischen haben die meisten Wohnungen auch in Linden ihre eigenen Badezimmer oder Duschen.

In einem der ersten Jahre der hannoverschen „**Industriemesse**“ gibt es nur sehr wenige Hotelzimmer in Hannover. Die Stadt ist ja noch stark zerstört. Unser **Reisebüro Bangemann** ist Generalvertretung für American Express in Niedersachsen. Vor der Messe treffen Telegramme mit bezahlter Rückantwort aus aller Welt ein. Aus Rio, Sydney, Johannesburg, New York. Gewünscht werden zwei oder drei Einzelzimmer mit Bad im Luisenhof, unserem ersten Haus am Platz. Das ist reine Utopie. Die paar Zimmer dort sind längst von der Messeleitung mit Beschlag genommen. Unsere Telegrammantwort lautet deshalb lakonisch: „Private accomodation after arrival“. Unsere „Messemuttis“ müssen also herhalten, und sie sind auch die eigentliche Basis für ein Gelingen „unserer Messe“. Oft ergeben sich lebenslange freundschaftliche Kontakte zwischen Gast und Vermieter.

Abends kommt der Präsident der Handelskammer von New York per Flug in Hannover an und hat noch kein Quartier. Mein PANAM-Kollege Peter Heyrowski überredet mich, den aufzunehmen. Na gut. Er bekommt mein Zimmer, und ich schlafe in der Stube. Es gibt für ihn jeweils ein tolles Frühstück mit Aufschnitt und Obst, von dem er meist nur ein halbes Brötchen verzehrt. Meine Mutter wäscht und bügelt ihm seine Oberhemden, ich Sorge für den morgendlichen Pkw-Transfer von uns zur Messe. Obwohl wir morgens immer frühzeitig den Badeofen für ihn anwerfen, es bleibt die Tatsache, dass im Bad eben nur das dreibeinige Emaillewaschbecken für ihn da ist. Daran kaue ich heute noch. Aber vielleicht war es auch etwas zum Verständnis eines kriegszerstörten Landes. Er sieht ja auch, wie es in dieser Zeit um Hannover steht mit seinen Ruinen.

Die Länge des Flurs ist ideal für unsere Schießübungen mit einem recht guten Luftgewehr, Marke Diana. Vater gießt in seiner Druckerei Typenblei zu einem Kugelfang aus, der auf einem Persilkistendeckel montiert wird. Geschossen wird im Stehen, Liegen, Knien und rückwärts über die Schulter mit Spiegel und Kerze. 1945 müssen alle Waffen bei Androhung der Todesstrafe abgegeben werden. Ich hatte das schöne Luftgewehr unter den Dachsparren unseres Hauses deponiert, um es für spätere friedliche Zeiten zu bewahren. Vater bringt es aber leider dann doch gesetzestreu zur Polizei zum Abliefern. Schade. Ein amerikanischer großkalibriger Colt mit Trommel, den mein Vater irgendwann einmal von einem amerikanischen Vetter geschenkt bekam, wird allerdings pflichtgemäß von mir abgeliefert. Er war vorher ein tolles Requisit bei unseren Indianerspielen gewesen. Einmal war die Feder zum Spannen des

Abzughahns herausgesprungen, und ich schaffte es mit meinen geringen Kna-
benkräften nicht, sie wieder in Spannung zu bringen. Zu den Indianerspielen
hatte mir Mutter natürlich auch einen entsprechenden Kopfschmuck mit Feder-
kranz und Tomahawk gekauft.

Der lange Flur ist auch noch nach dem Krieg mein Betätigungsfeld. Mit dem
schweren Böhnerbesen wird das Linoleum dort ebenso wie das in der großen
Küche von mir blank gebohrt. Lang den Arm und kurz die Pause! Aber auch
das Messing am Wasserhahn in der Küche sowie an der Flurtür zum Treppen-
haus und die Fenstergriffe gehören zu meinem Putzbereich. Mutter bestreitet
das zwar später, aber ich weiß es besser.

Das Haus Fröbelstraße 22 gehört dem Bauunternehmer **Karl Hillebrand**, der
am Bethlehemplatz Nr. 7 wohnt. Am Monatsanfang wird ihm der fällige Miet-
zins in bar in seiner Wohnung abgeliefert. Wenn ich später das Adressbuch
von 1936 ansehe, stehen mir bei den verzeichneten Namen gleich wieder die
sich dahinter verbergenden Familien vor Augen. Im Erdgeschoss wohnt das
Ehepaar **Krisch** (Arbeiter). Nach Umzug kommt dort das Ehepaar **Knölke** in
die Wohnung. Herr Knölke fällt bald sehr jung als Soldat in den ersten Kriegs-
jahren. Dazu kommt etwas später die Familie **Hoppe** mit ihren beiden Söhnen
Willi und Helmut. Herr Hoppe ist im „Dampfsägewerk F. Garbe“ mit Holzhand-
lung in der Fössestraße 85A tätig und liiert sich später mit der Inhaberin. Unse-
re Mutter ist die Respekts- und Vertrauensperson im Hause und muss nun für
Frau Hoppe bei der Scheidung die Seelentrösterin spielen wie auch bei der
jungen Kriegerwitwe Marie Knölke. Wenn immer es Differenzen im Hause gibt,
Frau Bohne muss schlichten, und ihr Urteil wird auch meist widerspruchslos
akzeptiert. So hat unsere Mutter natürlich auch in unserer Familie das Sagen.
Doch dazu später.

Frau Hoppe stammt aus Havelse bei Hannover. Wir Jungen aus dem Hause
sind auch hin und wieder mit dem Fahrrad dort auf dem großväterlichen Anwe-
sen „Am Hasenberg“. Sohn Willi kommt später durch seinen Onkel in der Ver-
waltung des Hartsteinwerks Garbsen beim Blauen See neben der Autobahn
unter. Danach macht er sich selbständig und hat einen Fuhrbetrieb im Garbse-
ner Bereich mit Straßenreinigung. Später lese ich in der Zeitung, dass Willi für
seine Firma Insolvenz anmelden muss. In den 70er Jahren ist er Teilnehmer
einer von mir geleiteten Athen-Reise mit CDU-Leuten, wo wir uns zum letzten
Mal treffen. Sein Bruder Helmut (Spitzname „Monno“) wird Buchhalter beim
VW-Werk in Stöcken. Noch in sehr jungen Jahren verliert Helmut seine Frau
bei einem Autounfall. Nachfolger in der Hoppe-Wohnung ist die Familie **Rolf
Rölke**, die also dann unter uns wohnt. Der Sohn kommt ums Leben, als er mit
seinem Motorrad unter einen unbeleuchtet abgestellten Lastwagen fährt. Sein
Grab liegt nicht weit entfernt vom Grab meiner Tante Erna, der Schwester
meiner Mutter, auf dem Ricklinger Friedhof. Wenn wir das Grab meiner Tante

besuchen, sehen wir auch nach dem Grab des jungen Rölke mit Gießen und Unkraut jäten. Auch hier muss unsere Mutter wieder trösten.

Während des Krieges wohnt im Erdgeschoss auch noch die junge Frau **Dunker** mit ihren beiden kleinen Söhnen. Der Mann ist Soldat und fern der Heimat. Später kommt das Ehepaar Heinrich **Grobys** in diese Wohnung. Herr Grobys betreibt ein Taxiunternehmen, und so gibt es oft Ärger, wenn wir Jungen vor der Wohnung Rollschuh laufen mit entsprechendem Krach, während Herr Grobys nach seinem Nachtdienst ausschlafen will.

Auf der ersten Etage neben uns wohnt zuerst das Ehepaar Wilhelm **Wesche**. Herr Wesche ist Polizeibeamter und wird später nach Ilseburg im Harz versetzt, wo unsere Familie die Beiden auch einmal besucht, was wir mit einer gemeinsamen Wanderung zum Ilsestein verbinden. Diese Wanderung kann ich erst im Jahre 2000 „nach der Wende“ noch einmal wiederholen. In Wesches Wohnung zieht danach das ebenfalls kinderlose Ehepaar **Abel** ein. Herr Abel spricht ein herrliches Hannöversch. Wenn sein Wellensittich piept „Bist du denn maan Klaanchen?“, weiß man, von wem er das gelernt hat. Es ist genau der Tonfall von Herrn Abel.

Weiter wohnt auf unserer Etage das Ehepaar Willi **Wallbach** (Angestellter) mit dem Sohn Gerd (Gerdi). Sie sind als Einzige in unserem Hause katholisch. Katholiken sind in unserem Einzugsbereich in der Minderheit. Ihr religiöses Zentrum ist die **St. Benno-Kirche**, der auch das Krankenhaus „**St. Joseph-Stift**“ angeschlossen ist. Wenn wir Gerdi ärgern wollen, rufen wir: „Katholisch Bock hat Schieß am Rock“. Kinder machen sich bei so etwas keine großen Gedanken. Herr und Frau Wallbach singen auch im Kirchenchor der St. Benno-Kirche. Bei unserer Hochzeit 1959 in der **St. Martin-Kirche** auf dem Lindener Berg singt plötzlich Frau Wallbach ein Solo von der Empore für uns junges, evangelisches Brautpaar, was uns doch sehr beeindruckt. Da meine Freundin **Helga Pasdzior**, Brigittes „Vorgängerin“, vom Singkreis der Volkshochschule als Flüchtling aus Schlesien auch katholisch ist, gehen wir auch gemeinsam Weihnachten zur Mitternachtsmesse in die St. Benno-Kirche, was den Wallbachs, die wir dort treffen, offensichtlich Freude bereitet. Später (1954) bin ich zur Hochzeit von Gerdi Wallbach und seiner Frau Anna-Maria (Annemarie)⁵ eingeladen. Die befreundete Vorgängerin der späteren Ehefrau Annemarie ist eine begeisterte Schwimmerin. Gerdi kann aber nicht schwimmen. Kurz nach dem Krieg fahren wir zu dritt manchmal gemeinsam mit den Fahrrädern an das Ihmeufer zwischen dem „Schnellen Graben“ und dem Clubhaus des Deutschen Ruderclubs und lagern zum Sonnen am Ihmeufer auf der Böschung. Ich marschiere dann mit seiner Freundin bis zum „Schnellen Graben“ und schwimme flussabwärts mit ihr zurück, während Gerdi auf der Wiese auf unse-

⁵ verstorben am 7.2.2001.

re Rückkehr wartet. Es wird dann auch nichts mit den Beiden. Gerdi war ihr wohl zu unsportlich.

Während unsere Mutter streng darauf achtet, dass keinerlei Schimpfworte benutzt werden, sieht man das bei Wallbachs nicht so eng. Im Gegenteil tituliert Gerdi seine Mutter manchmal, dass mir die Spucke wegbleibt. Aber als seine Mutter einmal zufällig mitbekommt, dass ich auf dem Fösseweg einen aus unserer Clique mit „Du bist ja doof“ anspreche, bekomme ich die Drohung zu hören: „Das sage ich deiner Mutter!“ – Nebenbei zu diesem Thema: Einmal kommt mein Bruder Karl-Heinz nach Hause und fragt unsere Mutter, ob er ins Kino gehen dürfe. Die Rückfrage unserer Mutter, welchen Film es denn gebe, getraut er sich nicht zu beantworten. Der Film heißt „Dick und Doof“, und „doof“ darf er ja nicht sagen.

Frau Wallbach hatte wohl einmal nicht rechtzeitig vorgesorgt und will ihren Sohn Gerdi zur **Drogerie Koch** an der Ecke Limmerstraße/ Comeniusstraße schicken, um für sie eine Packung Camelia-Damenbinden zu holen. Er weigert sich strikt, weil es ihm doch zu „schenierlich“ ist.

Über uns in der zweiten Etage wohnt die Familie **Kappler** (Polizei-Oberwachtmeister a.D.) mit ihren beiden Söhnen Willi und Günther. Willi fällt viel zu jung als Soldat „für Führer, Volk und Vaterland auf dem Felde der Ehre“. Daneben wohnt die Familie **Degenhardt** (kfm. Angestellter) mit ihrer kleinen Tochter Angelika. Hin und wieder spiele ich dort Babysitter. Die Tochter hat den festen Plan, mich später, wenn sie groß ist, zu heiraten. Nun, es kommt anders.

Auf derselben Etage wohnt dann das Ehepaar Dr. Heinz **Schieke** (Jurist). Er ist auch Soldat und draußen im Feld. Sie ist jung und ansehnlich. Als einmal ihre Wohnungstür von außen zuklappt und sie keinen Schlüssel dabei hat, um wieder in die Wohnung zu kommen, klettere ich auf der Hofseite vom Treppenhausfenster in der zweiten Etage eine halbe Etage tiefer in ihr Badezimmerfenster und kann dann die Wohnungstür wieder von innen öffnen. Was tut man nicht alles für eine junge, hübsche Frau? Meine Mutter fällt fast in Ohnmacht, als sie davon hört, dass ich über dem Abgrund von der zweiten Etage zum halb darunter liegenden Badezimmerfenster geklettert bin.

Vor der Rückkehr von Dr. Schieke aus der Gefangenschaft betreibt Frau Schieke mit einem Partner eine Tanzschule, in der ich mit meinem Mitschüler „Padischa“ **Ahrens** von der Mittelschule „Benimm“ und Tanzen lernen will. Benimm klappt wohl, aber richtig tanzen, d.h. das Gefühl für Rhythmus, das kommt erst sehr viel später zu Hause vor dem Radio. – Zur Tanzstunde, zuerst im Clubraum der **Biergaststätte Thierry** an der Ecke Fröbelstraße/ Pestalozzistraße, später in einem Lokal in der Albertstraße, müssen Briketts zum Erwärmen des Raumes mitgebracht werden. Das ist auch gefordert bei Bällen der Kapelle **Julius Lehmann** in der Stadthalle (In der Einladung heißt es: „Wovon soll der Schornstein rauchen?“).

Bei der späteren Beisetzung eines Berufsschullehrerkollegen auf dem Engesohder Friedhof sehe ich plötzlich auf dem Weg von der Kapelle zur Grabstelle an einer Wegecke den Grabstein „Kapellmeister Julius Lehmann“. Die Erinnerung taucht auf: Unvergesslich, wenn die Kapelle damals im Kuppelsaal der Stadthalle „In the Mood“ spielte, bei dem das Stück anscheinend zu Ende ist, die Tänzer ihre Partnerinnen zum Platz geleiten, und dann wieder eingesetzt wird: Tatata, tatatatarata. Also wieder auf zum Weitertanzen. Das Ganze manchmal drei- bis viermal. Schiekies verziehen später in die Asseburgstraße hinter der Bethlehemkirche. Die Tochter bucht auch noch einmal eine Ferienreise bei mir. Dann verliert sich der Kontakt.

Der Abschlussball der Tanzstunde 1947 findet im „**Katholischen Bahnhof**“ in der Konkordiastraße 14 statt, wie wir das Gesellschaftshaus der Katholischen Kirche nennen, eine Art Freizeitheim des Katholischen Arbeitervereins. Wir Jungen, Männer sind wir noch nicht, stehen lieber vor der Tür und palavern, anstatt im Saal die mehr oder weniger Schönen zum Tanz zu führen. Wie soll uns denn auch schon das „kalte Heißgetränk“ oder „heiße Kaltgetränk“, schön rot, aber ohne alkoholische Grundsubstanz, in Stimmung bringen?

In der dritten Etage über uns ist die Familie **Vondran** zu Hause. Vater Georg ist Bankbeamter am Aegi bei der Niedersächsischen Landesbank/ Girozentrale. Bei einem Besuch in seinem Büro zusammen mit meinem Freund Mante zeigt er uns auf seinem Schreibtisch einen als Füllfederhalter getarnten Schießapparat. Wir sind beeindruckt. Mantes Bruder Erich ist älter als wir und wird bald Soldat. „Mante“, d.h. Sohn Manfred, ist in meinem Alter und für mein weiteres Leben mit Unterbrechungen mein „Kumpel/ Kamerad“. Vater Vondran ist Ortsgruppenleiter, womit auch das Leben seiner Familie geprägt wird. Mante und ich rangeln uns häufig. Aber wehe, wenn ein Dritter einem von uns Böses will, dann bekommt er es von uns gemeinsam.

Mante ist während der Volksschulzeit in einer Parallelklasse, dann in der Mittelschule sowie auch später in den KLV-Lagern in Böhmen, Neuhaus/ Solling und Braunlage mit mir zusammen. Mante war mal angemeldet für die Aufnahme in der NAPOLA (Nationalpolitische Erziehungsanstalt), aber das hatte dann doch nicht geklappt. Die Freundschaft hat die Kriegs- und Nachkriegszeit überdauert und besteht noch heute. Bei einem „Mini“-Klassentreffen bei ihm in Stockstadt am Main kramt seine Hannelore ein altes Foto heraus, das zwei kleine Nackedeis, Junge und Mädchen, in einem Schrebergarten zusammen in einer Zinkbadewanne zeigt. Das waren Hannelore Vondran, geb. Othmer, seine Frau, und mein alter Sportfreund Dieter **Bullerdieck** von unserer Hallenfußballgruppe des HSV von 1896. Die Eltern betrieben zwei nebeneinander liegende Kleingärten und waren befreundet. Als ich Dieter später das Bild in Hannover zeige, ist die Überraschung natürlich groß, denn die Beiden hatten seit langem den Kontakt zu einander verloren gehabt. Hannelore hatte danach lange Zeit gegen eine Krebserkrankung angekämpft, aber am 22.12.2000 den

Kampf verloren. Mante ist nach ihrem Tod im nächsten Jahr 2001 wieder nach Hannover zurückgekehrt, hatte sein Haus in Stockstadt verkauft und sich nun hier in Döhren auf der Leine-Insel, dem ehemaligen Fabrikgelände der „Döhrener Wolle“, eine hübsch gelegene Eigentumswohnung zugelegt.

In der zweiten Etage wohnt vor Schiekies noch die Familie August **Bruns** (Schlosser) mit Tochter Hildegard. Die drei ziehen später nach Barsinghausen um, wo Herr Bruns beim Kohlebergwerk Arbeit findet. Hildegard ist etwas jünger als ich und ein wenig mein Kinderschwarm.

Mit den Jungen aus den Nachbarhäusern bilden wir eine Clique: Mante Vondran, Willi und Helmut Hoppe, Erwin Zank, Heinz Noltemeyer, Günter Gundlach, Gerdi Wallbach. Irgendwann wird die Hildegard von uns bestürmt, im Hausflur ihr Höschen herunterzuziehen und uns Jungen den kleinen Unterschied zu zeigen. Im halbdunklen Hausflur und von der zweiten oder dritten Reihe aus ist nicht allzu viel zu erkennen (es gibt ja auch nicht viel zu sehen), so dass Erfahrungen dieser Art auf sehr viel später verschoben werden. Mantens Eltern besitzen eine gut bestückte Bibliothek mit Gesundheitsbüchern, aus denen Mante uns einige Seiten weiblicher Anatomie präsentieren kann. Das ist alles so blutrot und voller Haare dargestellt, dass ich mir darunter nichts Reales vorstellen kann (auch nichts sexuell Anregendes, im Gegenteil, die drastische Darstellung von allen möglichen Geschlechtskrankheiten kann mich eigentlich nur vom Kontakt mit der weiblichen Menschheitshälfte abhalten). Vielleicht bin ich deshalb dann auch ein „Spätzünder“! Ich habe später mehr Komplikationen wegen „nichts angefangen“ als wegen „zuviel zugepackt“.

In der 4. Etage wohnt die Familie Herbert **Zank** (Maschinist) mit Sohn Erwin. Erwin ist auch in meinem Alter und glänzt mit einem offensichtlich mit reichlich viel Pomade geschniegelten Haarschopf. In der Nebenwohnung lebt die Familie Heinrich **Noltemeyer** mit Sohn Heinz. Herr Noltemeyer ist Bäckermeister. Sohn Heinz (Ehefrau Elisabeth) wird später Prokurist bei der Firma Martin Braun, Backmittel und Essenzen KG, Blumenauer Straße. Er bucht dann bei mir hin und wieder seine Urlaubsreisen. Wir treffen uns später bei der Jubiläumsfeier der Fröbelschule, wobei er sich mit Gehhilfe etwas schwer tut (Schlaganfall?).

Da oben in der vierten Etage über uns wohnt auch noch das Ehepaar Wilhelm **Bark** (Arbeiter) mit Pflegesohn Egon **Vokoun**. Egon ist etwas älter als wir Jungen unserer „Clique“. Er eröffnet später eine Fischfeinkostlieferfirma und beliefert auch die hannoverschen Hotels. Das klappte dann wohl nicht mehr so recht, so dass er den Betrieb schließen musste. Dafür betreibt Egon danach einen Fischladen an der Podbielskistraße bei Viergrenzen. In den achtziger Jahren verstirbt Egon nach schwerer Krankheit.

In die Barksche Wohnung zieht später die Familie Helmut **Günther** (Uhrmacher, später Einkäufer bei Karstadt/ Althoff) mit Sohn und Tochter Gisela ein.

Warum Herr Günther nicht Soldat wird, ist mir nicht geläufig. Nach dem Krieg siedeln Günthers nach Gehrden um.

Dann haben wir noch die Familie Karl **Schwarz** (Schneider) im Haus. Herr Schwarz ist jüdischen Glaubens, Frau Schwarz Christin, der Sohn Karl-Heinz also Halbjude. Irgendwann wird Herr Schwarz abgeholt und kommt erst nach mehreren Wochen wieder zurück. Er bittet, nicht gefragt zu werden über die Zeit seines Verbleibs, da er sonst wieder abgeholt werden würde. Wahrscheinlich hatte man ihn in ein Konzentrationslager gesteckt. Nach Kriegsende wird die Familie Schwarz zur Entschädigung in die Wohnung der Familie Vondran eingewiesen, ebenso bekommen sie den ehemals von der Familie Vondran bewirtschafteten Kleingarten auf der Westseite der Windheimstraße zugesprochen. Vondrans bekommen eine kleinere Wohnung im gegenüber liegenden Haus Fröbelstraße 17 zugewiesen. Herr Vondran wird eines Tages mit einem Jeep von den Amerikanern abgeholt und für lange Zeit interniert. Wie ich erst viele Jahre später von seinem Sohn „Mante“ höre, war sein Vater beim morgendlichen Rasieren „kassiert“ worden, d.h. nur mit Unterhemd. - Karl-Heinz Schwarz hatte Rundfunkmechaniker gelernt und eröffnet später ein Geschäft auf der Limmerstraße 74. Von ihm erstehen wir dann auch unseren zweiten Fernsehapparat sowie ein Kleinradio.

Nach Kapplers Auszug, Herr Kappler war verstorben, der Sohn verheiratet, zieht über uns die Familie **Romkowski** mit einer kleinen Tochter ein. Nach dem Tod unseres Vaters und Auflösung der Wohnung übernehmen sie gern einen großen Teil der Wohnungseinrichtung unserer Eltern. Herr Romkowski ist beim TÜV in Hannover als Prüfer beschäftigt. Er lässt nach freundlicher Begrüßung bei mir trotzdem keine Gnade walten, als bei der Routinekontrolle die Lenksäule meines Wagens etwas Spiel hat und ich den Wagen noch einmal vorführen muss.

Soweit zu unseren Mitbewohnern.

Im Nebenhaus, Windheimstraße 19, lebt die Familie **Riesberg** mit der Tochter Ilse, die auch etwa in unserem Alter ist und mit der ebenfalls etwa gleichaltrigen Inge **Marschner** vom gegenüberliegenden Haus Fröbelstraße 19 unserem „Cliquenkreis“ angehört. Als ich Ilse einmal bei einer Erkrankung im Hilfskrankenhaus in Ahlem besuche, wittern die beiden Mütter gleich eine Zukunftsbeziehung. Ilse Hübscher, wie sie dann nach ihrer Hochzeit heißt, ist später lange Jahre im Anzeigersaal der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung tätig.

Mante Vondran hat am Laternenpfahl neben unserem Haus an der oberen Querstange eine feste Leine befestigt. Man kann damit schön um den Pfahl herumschwingen. Als er über Mittag zum Essen will, „beauftragt“ er mich, aufzupassen, dass niemand an seine Leine geht. Inge Marschner tut es trotzdem. Ich drohe ihr, aber sie lacht mich aus. Bums, bekommt sie von mir einen Hieb auf die Nase. Das Blut quillt hervor. Ich bin erschrocken. Inge rast zu ihrer Mutter und berichtet. Ich ahne das Kommende, gehe schnell in unsere Wohnung

und markiere den tief Schlafenden, Marke Vogel Strauß. Nach dem Austausch zwischen den Müttern gibt es einen strengen Verweis.

Zwei Häuser weiter in der Windheimstraße 17 wohnt die Familie **Groothuis** mit ihrem Sohn. Herr Groothuis ist Malermeister. Meine Eltern nehmen ihn gern, wenn Arbeit anfällt, auch noch nach dem Krieg. Der einzige Sohn wird als Soldat getötet bei einem Luftangriff auf einen Eisenbahnzug in der Nähe von Berlin. Frau Groothuis kann das nicht verkraften. Der einzige Sohn. Wie viele trifft das gleiche Schicksal?

Im selben Haus wohnt die Familie **Benthe**. Als wir Jungen nach Kriegsende an den Kanal nach Limmer oder Ahlem zum Baden fahren, bittet uns die Tochter, sie mitzunehmen, um etwas Schutz durch uns zu haben. Das machen wir natürlich gern. Eine junge Frau allein ist wegen der noch zahlreich herumstreuenden Ausländer doch schon etwas mehr gefährdet.

Bei dieser Gelegenheit lerne ich endlich wirklich schwimmen. Bis dahin beherrsche ich „Hundepaddeln“. Ich träume einmal, dass ich ganz frei schwimmen kann. Richtig leicht. Am nächsten Tag am Kanal angekommen, bitte ich Mante, etwas aufzupassen. Bisher bin ich immer parallel zum Kanalufer gepaddelt, um schnell wieder an das Ufer kommen zu können. Jetzt will ich quer über den Kanal und zurück schwimmen. Er soll also in meiner Nähe bleiben. Nach dem Hinweg gebe ich Mante frei, denn ich weiss, ich kann nun richtig schwimmen und brauche seine Hilfe nicht mehr! „Was 'lernt' uns dieses?“ Reine Gefühlssache, innere Einstellung. Wie beim Skilaufen.



Mittelschulklasse 1940

Das Umfeld Linden Nord

Unsere Windheimstraße ist nach Westen hin die letzte Straße Lindens. Die Ostseite der Straße wird von einer langen Reihe von Wohnhäusern gesäumt von der Limmerstraße über die Einmündung der Fröbelstraße hinweg bis zum Bethlehemplatz. Nach Westen hin erstreckt sich eine größere Kleingartenanlage⁶, etwa in der Mitte durchzogen von der „Fösse“, einem kleinen Salzwasserbach von der **Saline „Georgenhall“** in Badenstedt. Dieser Bach bildet die Grenze zwischen den Stadtteilen Linden und Limmer. Der Kleingartenbereich wird in Limmer begrenzt von der Friedhofstraße, an der auch der **Militärfriedhof** liegt. Wenn militärische Beisetzungen anstehen, hören wir über die Gärten hinweg die traurigen Klänge der Militärkapelle: „Ich hatt' einen Kameraden ...“

Für uns Jungen ist Limmer „feindliches Ausland“.

„Wo kommste her?, Aus Limmer?, Na, dann drauf!“

Das gilt allerdings auch für den Lindener Bereich Fannystraße/ Viktoriastraße/ Mathildenstraße, in den wir uns nur hineintrauen, wenn wir zahlenmäßig überlegen sind.

Die **Fösse** liegt etwas vertieft, bietet im Winter aufgrund der vorhandenen Böschung die Möglichkeit für kleine Schlittenabfahrten mit etwa fünfzehn Metern Länge und rund zwei Metern Höhenunterschied. Ist die Abfahrtstrecke vereist und wird nicht rechtzeitig gebremst, endet die Reise auch hin und wieder im Bach, der wegen seines Salzgehaltes nicht zufriert. Der Untergrund ist massiver Ton, der besonders an der kleinen Brücke vor dem Fössebad herauskommt. Diesen Blauton formen wir auch mal als Aschenbecher und lassen ihn im Küchenherd hart brennen.

Unser richtiges Rodelgebiet ist aber der **Lindener Berg**! Die Stadt hat auf dem höchsten Punkt neben der alten Windmühle einen kleinen Abfahrthügel errichtet, von dem wir nun abwärts zur Bornumer Straße rodeln. Auf dem Abfahrtsberg passt ein „**Pänner**“⁷, ein Angestellter der Stadt auf, dass wir uns „ordnungsgemäß“ benehmen, z.B. nicht zu schnell nacheinander abfahren. Die Abfahrtstrecke zwischen den Kleingärten hinunter ist in der Mitte etwas gewölbt gepflastert, wird manchmal mit Wasser begossen, um eine richtige Rodelgeschwindigkeit zu erzeugen. Wir treffen uns also auf dem Rodelberg, der „Pänner“ gibt die Abfahrt frei, und dann sausen wir hinunter. Manchmal einzeln, auf dem Bauch liegend und mit den Füßen steuernd, manchmal mit zwei gekoppel-

⁶ Später verschwinden die Kleingärten. Das Gelände wird von dem hohen Damm des Westschnellweges durchzogen, die seitlichen Bereiche des Schnellwegs parkähnlich zum Erholungsgebiet hergerichtet.

⁷ Zur Erinnerung an diese Ordnungshüter gibt es später einen „Pänner-Garbe-Weg“

ten Schlitten, einen kleinen Einsitzer als Steuerschlitten vorweg. Unten, vor der Bornumer Straße, ist eine Schanze errichtet. An der schlittern wir hoch und laufen dann seitlich ausgebremst neben der Straße aus. Autoverkehr ist kaum vorhanden. Wir versuchen artistisch nach der schnellen Fahrt uns auf der Schanzenhöhe zu halten und erst am Ende herunter zu fahren. Haben wir zuviel Schwung, schießen wir über die Höhe hinaus auf die Bornumer Straße. So geht es auch **Walter Hoppmann** aus dem großväterlichen Haus. Beim Überschießen der Schanze und Aufknallen auf die Straße gerät sein eines Bein unter die Kufen, was mit einem Beinbruch endet.

Die kleine Hügelplattform auf der Berghöhe wird dann später genutzt für den Stand eines Flakgeschützes mit der 2-Zentimeter-Vierlingsflak zum Schutz des nahegelegenen Fabrikgeländes der HANOMAG gegen Tiefflieger, und es ist erst einmal aus mit dem Rodeln bis zum Kriegsende.

Vorher aber benutzen wir auch die breite, steile Abfahrt auf der Straße Am Lindener Berg in Richtung Deisterplatz zum Rodeln. Irgendwann geht es abends verfroren in Richtung Heimat. Ich genieße das einmal, als ich meine Rodelpartnerin **Anneliese Glenewinkel** nach Hause begleite. Wir haben uns untergehakt. Ich spüre ihre (schon etwas stärker entwickelte) Brust an meinem Arm. Mein Gott, wie aufregend für mich unbedarften Knaben! Dafür schenke ich ihr später meine vom Mund abgesparte Cadbury-Schokolade von der Schulspeisung. Was tut man nicht alles für die keimende Liebe? Es kommt dann aber doch anders. Ihre Eltern betreiben lange Zeit die **Gaststätte Glenewinkel** an der Ecke Kötnerholzweg/ Grotestraße, in der ich auch an der Hochzeitsfeier von **Friedel und Hannelore Wirth** teilnehme. Mit Friedel war ich schon 1941 im KLV-Lager⁸ in Böhmen, mit Hannelore fange ich zusammen 1949 die kaufmännische Lehre im **Reisebüro Bangemann** Am Schwarzen Bären an.

Das **Fössebad** ist in den Sommermonaten unser Treffpunkt. Natürlich haben wir Kinder eine Dauerkarte. Das Salzwasser von der Saline Georgenhall in Badenstedt besitzt eine hohe Tragkraft, die auch Nichtschwimmern den problemlosen Aufenthalt im tiefen Schwimmerbecken ermöglicht. Selbstmörder haben hier keine Chance. Man bleibt oben! Meine Tante Erna, Mutters jüngere Schwester, geht regelmäßig früh morgens zum Fössebad, dreht dort ihre Runden im Wasser, ehe sie zum Kötnerholzweg zurückkehrt, um dort um acht Uhr ihr kleines Kolonialwarengeschäft zu öffnen. Es ist immer dieselbe Truppe von Unentwegten, die sich da, solange das Bad geöffnet ist, bei jeder Temperatur früh im Fössebad einfindet.

Das Salzwasser hat auch noch ein Positivum zu bieten: Wir Jungen haben ja ständig irgendwelche Blessuren vorzuweisen. Wenn wir im Salzwasser gebadet haben, sind die Schrammen und Risse am nächsten Tag schon wieder verheilt.

⁸ KLV = Kinderlandverschickung während des Krieges

Neben dem Schwimmbad liegen auf der Südseite Rugbyspielplätze, auf der Nordseite der Fußballplatz von „Linden 07“. Wer vergisst schon **Otto Werner** oder **Jupp Posipal**⁹? Da nach der Halbzeitpause kein Eintrittsgeld mehr erhoben wird, finden wir Jungen uns also erst entsprechend später nach Spielbeginn ein. Ein Spieler (war das Otto Werner?) wird als Mitglied der „Springerbande“ zu einer Haftstrafe verdonnert und eingelocht. Das war eine Truppe, die nach Kriegsschluss im Bereich des Güterbahnhofs Seelze auf langsam fahrende Transportzüge aufgesprungen war und Ware herunter geworfen hatte, die von den Komplizen eingesammelt und verschербelt wurde. Steht nun ein Punktspiel an, wird der Delinquent mit dem Polizeiauto vom Gefängnis zum Spielplatz gebracht, zieht sich um, verstärkt seine Mannschaft 07 Linden, darf nach Spielende noch duschen und wird dann zurück in seine Zelle gebracht.

Wenn über die Schule Sammelaktionen für Heilkräuter und auch solche für Altpapier, Schrott und Knochen angesagt sind, ist die Gaststätte des Schwimmbades meine Quelle für ausgekochte Knochen, die ich einmal in jeder Woche dort abholen darf. Sie werden in der Schule zusammengetragen und zur Seifenherstellung abgeliefert. In meiner Sammeliste gibt es gute Pluspunkte dafür.

Die Windheimstraße ist eine ideale Spielstraße. Im sehr weiten Umkreis ist sie die einzige glatte Asphaltstraße, auf der wir natürlich ganz herrlich Rollschuhlaufen können. Noch gibt es fast keinen Autoverkehr. Die Straße gehört uns. Für Ursel Wächter, Tochter vom **Bäckermeister Wächter** in der Limmerstraße, ist es eine ideale Trainingsfläche, denn Ursel gehört dem Rollschuhverein Hannover an und hat nun ihr Trainingsgelände direkt vor der Haustür. Wir versuchen ihre Pirouetten mit mehr oder weniger Erfolg nachzumachen. Erfolgreicher sind wir beim Rollhockey oder auch beim Radfußball. Unseren Fahrrädern bekommt das leider oft nicht so gut. Von unseren eigenen Schrammen und blauen Flecken wollen wir ja gar nicht reden.

So ist die Straße auch ideal für unsere Wettbewerbe mit den kleinen Modellautos. Sie werden mit Blei ausgegossen, um mehr Gewicht zu haben und mit der Schwungkraft längere Strecken zurücklegen zu können.

Im Winter werden lange „Schurrebahnen“ von uns angelegt. Der Schneebeleg auf der ebenen Asphaltdecke oder auch auf dem Fußweg wird mit den Schuhsohlen zu Eis gerieben, bis eine lange Eisbahn entsteht. Nach kurzem Anlauf kann man dann herrlich darauf entlang „schurren“.

Der Fußweg die Gartenseite entlang ist nicht gepflastert, sondern nur mit einer Mischung aus Erde und Asche befestigt. Er eignet sich deshalb gut zum „Landklauen“. Es wird ein größeres Quadrat durch Einritzen festgelegt, in das abwechselnd ein feststehendes Messer oder ein aufgeklapptes Taschenmesser geschleudert wird. So, wie die in den Boden eingedrungene Klinge zeigt, wird

⁹ wechselt später von Arminia Hannover zum Hamburger SV und spielt auch in der Weltmeister-Nationalmannschaft 1954

eine Linie im Boden nachgezogen. Der Spieler entscheidet nach jedem Wurf, welches Stück Boden er von den beiden durch den neuen Strich entstandenen Flächen behalten will. Wessen Fläche zum Schluss nicht mehr groß genug zum Messerwurf ist, hat verloren.

Der glatte Asphalt oder auch die ebenen Fußwegplatten eignen sich auch bestens zum Pindoppspielen. Beliebt ist auch das Springen im Hinkelkasten, das „Hinkeln“ in den mit Kreide auf den Fußweg markierten Kästen. Im Sommer und Herbst wird mit „Dippse“-bohnen geschnipst. „Dippsen“. Wir nennen sie auch „türksche Bohnen“. Die blauschwarzen sind mehr wert als die farbigen und gesprenkelten. Im Hausgarten meiner Tante **Emilie Wiese** in der Dieselstraße (früher Rudolfstraße) in Limmer neben dem Stichkanal zum Lindener Hafen darf ich am Zaun Dippsebohnen wachsen lassen und bin stolz auf meine Eigenerzeugung. Als ich einmal von der Böschung am Kanal her am Ernten bin, werde ich von einem Hausbewohner mächtig beschimpft. Er kennt mich nicht und glaubt mir nicht, dass es meine eigenen Bohnen sind, die ich da abpflücke.

Im Kleingartengelände der Windheimstraße zur Limmerstraße hin gehört ein größeres Gebiet der Katholischen Kirche, d.h. dem **St. Joseph-Stift**. Hier wird richtig Gemüseanbau betrieben zur eigenen Verwendung in der Krankenhausküche. Direkt unserem Haus gegenüber haben Vondrans ihren Kleingarten mit stabiler Holzlaube. Hinter der Laube halten wir manchmal Molche, die wir aus einem Tümpel auf dem Lindener Berg gefischt haben. Auch eignet sich der Garten im Krieg hervorragend für das Zünden der aufgefundenen Brandbombenblindgänger.

Auch Wallbachs haben dort einen Garten, etwas mehr in Richtung Bethlehem-Kirche neben dem Fösseweg. Es gibt noch eine kleine Sitzecke vor der Laube, wo wir Jungen uns dann Wettkämpfe liefern, wer am weitesten pinkeln kann mit entsprechenden Zielübungen.

In regelmäßigen Abständen ist „Waschtag“ bei Oma im Kötnerholzweg. Im Hinterhaus befindet sich die Waschküche mit dem großen verzinkten Waschkessel sowie der Wäscheschleuder. Zur Bewältigung der anfallenden Wäschemengen kommt unsere „Waschfrau“ dazu, Frau **Bösmann**. Sie ist der Vorläufer der Bildzeitung. Durch ihren Rundum Einsatz bei den verschiedenen Familien ist sie natürlich über alle Neuigkeiten in der weiteren Umgebung bestens informiert und kann darüber berichten. Allerdings war sie einmal doch schwerstens uninformiert: Ihre Tochter schlief mit den Eltern im gemeinsamen Schlafzimmer. Sie war recht schlank und konnte bis zur Geburt ihren Eltern ihre Schwangerschaft geheim halten. Bei der Diamantenen Konfirmation 2004 in der Bethlehemkirche spricht sie mich an: „Kennst du mich noch? Meine Mutter hat doch bei euch gewaschen.“ An den Waschtagen marschiere ich nach der Schule also gleich zum Kötnerholzweg, um dort beim Wäscheschleudern, Feuerholz-

nachladen und Trocknen hilfreich zu sein. Tradition ist dann das Mittagessen: Es gibt, solange ich mich erinnern kann, Schnippelbohnen.

Hinter der Bethlehemkirche liegen im Kleingartengebiet¹⁰ nebeneinander zwei Trockenplätze, der von **Lönscher** und der von **Bredthauer**. Es sind Grasplätze, auf denen mit einer Reihe von Stangen Wäscheleinen gespannt sind. Für eine kleine Gebühr können die Hausfrauen dort am Washtag ihre noch feuchten Wäschestücke zum Trocknen aufhängen. Bei Wind und Sonne ist die Wäsche schon nach ein bis zwei Stunden trocken und kann wieder abgenommen werden. Man zahlt stundenweise. Auf beiden Plätzen stehen Gartenlauben mit Sitzbänken davor, wo die Frauen die neuesten Nachrichten austauschen, bis ihre Wäsche fertig ist. Für uns Kinder sind derweil die Meerschweinchen interessant, die Herr Lönscher bei seiner Laube hält und mit denen wir spielen dürfen.

Später wird das Kleingartengelände aufgegeben, weil dort eine Reihe von Wohnhäusern errichtet wird. Dafür ziehe ich nun mit Mutter und unserem Handwagen mit dem gefüllten Wäschekorb darauf zu der Leineböschung am Ende des Kötnerholzwegs. Die großen Wäscheteile werden hier auf dem Gras zum Trocknen und „Bleichen“ ausgebreitet. Bis die Wäsche trocken ist, strömere ich am Flussufer herum und gucke, was die Leine so an Strandgut angeschwemmt hat.

Im Winterhalbjahr wird die Wäsche auf dem Trockenboden unter dem Dach der Häuser aufgehängt. „Horst, hilf mir mal die ‚Linie‘ ziehen“. Da bekommt die Wäsche allerdings nicht die duftende Frische wie in der freien Natur. Wenn die Wäsche trocken ist, müssen die großen Teile vor dem Zusammenlegen erst einmal „gezockelt“, d.h. diagonal auseinander gezogen werden. Dann wird ein Termin bei einer Heißmangel ausgemacht, um sie plätten zu lassen, nachdem sie kurz noch einmal mit etwas Wasser „ingesprenkelt“ werden.

Auf der Hofseite unseres Wohnhauses ist eine Waschküche angebaut, zu der vom Hof aus eine steinerne Treppe hinunter führt. Sie dient den insgesamt fünfzehn Mietparteien zur Reinigung ihrer Weiß- und Buntwäsche. Elektrische Waschmaschinen für die Wohnungen werden erst später erfunden. Noch ist also Handarbeit angesagt, und wenn wir Jungen von der Schule kommen, heißt es, die Kurbeln der Wäscheschleuder oder der Rolle zum Auswringen zu drehen. Die obere Hälfte der Waschküche befindet sich oberhalb des Hofniveaus und endet etwa in Höhe des Küchenfensters der Hoppeschen Parterrewohnung. Beim Spielen auf dem Hof klettern wir auch oft auf das flache Waschküchendach und beobachten Frau Hoppe bei ihren hausfraulichen Tätigkeiten. Wenn das Feuer unter dem großen verzinkten Waschkessel richtig prasselt, ist die Waschküche in dichte Dampfschwaden gehüllt, so dass man kaum hindurchsehen kann. In Hannover heißt das „Brieten“. – Als einmal im

¹⁰ Bereich der heutigen Asseburgstraße

Winter die Stufen hinunter in die Waschküche vereist sind, rutscht unsere Mutter darauf aus und stürzt die Stufen hinunter, was ihr recht schmerzhaft ein paar gebrochene Rippen beschert.

Milch wird vom **Milchgeschäft Georg Lins** in der Pestalozzistraße 5 „per Haus“ geliefert. Frau Illing kommt im Sommer wie im Winter mit ihrem zweirädrigen Karren und versorgt uns auch noch während der Kriegsjahre mit Voll- und der „blauen“ Magermilch. Sie trägt die schweren Milchkannen bei uns eine halbe Etage hoch bis zum Absatz am Treppenhausfenster, kündigt durch eine Klingel ihr Erscheinen an und misst dann die gewünschten (oder erlaubten/ zugeweilten) Mengen mit Schöpfkellen ab. Im Winter trägt sie Fingerhandschuhe und ist oft durchgefroren, so dass unsere Mutter ihr dann mit einem heißen Kaffee (in schlechteren Zeiten mit entsprechendem Ersatz) etwas Aufwärmung verschafft.

Schräg gegenüber an der Ecke Fröbelstraße/ Comeniusstraße befindet sich unsere **Bäckerei Gundlach**. Der Sohn Werner (Spitzname „Luffen“) ist in unserem Alter, der zweite Sohn Günter etwas jünger. Unsere Familie verbraucht täglich ein Fünf-Pfund-Brot, schönes, frisches, hannoversches Gerstebrot. Jeden Tag verbleiben also 2 Knüste, die von uns drei „Männern“ reihum wechselnd zu „Plocken“ kleingeschnitten und in einem kleinen Milchtopf in Kaffee „eingeplockt“ werden. Mit Zucker bestreut und mit „Flott“ versehen (der Haut der aufgekochten Vollmilch) ist das für uns eine Delikatesse. Verfeinert mit Weißbrotplocken und ein paar Rosinen schmeckt es besonders gut. Wir Kinder bekommen unser Frühstücksbrot mit zur Schule, Vater nimmt mehrere Scheiben Brot zum Dienst mit für mittags, denn er bekommt erst nach Dienstschluss am späten Nachmittag warmes Essen. Manchmal bringt er „Hasenbrot“ für uns Kinder wieder mit, wenn er seine Ration nicht ganz aufgegessen hat. Wir Kinder essen morgens zum Frühstück jeweils eine „Schnecke“ mit viel Zuckerguss darauf. Wenn wir das große Brot abholen, gibt es meistens eine Rumkugel extra für uns. Manchmal steckt uns der Geselle aus einem Lukenfenster Rumkugeln zu, wenn der Meister gerade nicht da ist.

Da unser Vater Sportangler ist und oft mehr Rotfedern und Brassen nach Hause bringt, als wir selbst essen können, schenken wir die überschüssigen Fische Gundlachs, was uns dann ein paar Extraportionen bringt. Vor allem in der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit sind die Fische eine sehr gefragte Ergänzung unserer offiziellen Hungerportionen. So bin ich einmal mächtig froh, als ich zur Konfirmation im Frühjahr 1944 für eine Woche aus dem KLV-Lager nach Hannover komme. In der häuslichen Speisekammer liegt noch eine gebratene Rotfeder! Die wird nun von mir so abgepulst, dass an den Gräten auch wirklich nichts mehr übrig bleibt. Für mich ein seltener Genuss.

Werner Gundlach besucht die **Humboldt-Schule** in der Beethovenstraße und möchte Opersänger werden. Es bleibt dann allerdings nur noch sein Hobby, denn er siedelt später in die Werbebranche nach Frankfurt über zur bekannten

Firma SILESIA, die inzwischen mit Millionenaufträgen arbeitet. So kann er sich dann auch bald ein Reitpferd leisten. Werner krönt seine Laufbahn 1981 als Bankdirektor in Frankfurt. – Der jüngere Sohn Günter wird KFZ-Meister in Hannover bei Daimler-Benz und verhilft mir zu einem Mercedes-Jahreswagen eines Kollegen. Als Vater Gundlach stirbt, zieht seine Frau um in die Windheimstraße 15. In den später mit dem Ausbau des Westschnellwegs im Bereich der früheren Kleingärten angelegten Grünanlagen trifft sich Frau Gundlach oft mit unseren Eltern zum gemütlichen Klönschnack.

Das Haus Fröbelstraße 15 mit der Bäckerei Gundlach wird während des Krieges von Brandbomben getroffen, die den Dachstuhl und die vierte und dritte Etage z.T. vernichten oder beschädigen. – Nach Aufgabe der Bäckerei, die Söhne hatten ja andere Pläne, werden der Laden und die ehemalige Backstube zu einer großen Wohnung umgebaut, in die **Ernst Sonnemann** nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau einzieht. Ernst ist der Sohn vom Möbelkaufmann Hermann Sonnemann, der an der Limmerstraße 78 sein Möbelgeschäft betreibt. Als der große Kinosaal der „**Schauburg**“, Limmerstraße 31, nach dem großen Kinosterben frei wird, quartiert sich dort „**Möbel-Sonnemann**“ in zwei Etagen ein. Von ihm beziehen wir auch unsere neue Schlafzimmereinrichtung sowie weitere Möbelstücke. Ernst Sonnemann war 1941 als Schüler der Mittelschule III mit mir zusammen im KLV-Lager „Baude Waldeck“ in Böhmen. Sein Geschäft befindet sich dann viele Jahre in Ahlem in dem neuen Gewerbegebiet Am Bahndamm. Im Jahre 2003 wird es aus Altersgründen aufgegeben.

An der Ecke Pestalozzistraße/ Fröbelstraße (11) befindet sich die **Fleischerei** von **Friedrich Bergmann**. Zum Verdruss seiner Ehefrau bringt Herr Bergmann senior seine Kundinnen mit recht „gemischten“, um nicht zu sagen recht zweideutigen, Sprüchen oft in Verlegenheit. Das Geschäft übernimmt später sein Sohn, der auch hin und wieder bei mir seine Urlaubsreisen bucht.

Bei ihm „um die Ecke“ in der Pestalozzistraße 16 gibt es im Hinterhof ein Speiseisgeschäft. Auch nach dem Krieg fährt der Betreiber noch mit seinem zweirädrigen Karren u.a. an die Graft zwischen Limmer und Herrenhausen, wo er sein Eis mit den kleinen Waffelschiffchen anbietet. Ich erinnere mich noch lange später an den Blütenduft der Büsche, wo er seinen Karren an der Wasserkunst auf unserem Weg zu unseren Verwandten in Herrenhausen aufgestellt hatte. Was für eine Enttäuschung, wenn ich mit Mutter unsere Verwandtschaft in Herrenhausen besuche und er einmal nicht dort ist.

Frau **Tenz** wohnt in der Fröbelstraße 7 in der dritten Etage. Sie besitzt ein Geheimrezept einer sehr wirksamen Salbe, der „Tenzschen Salbe“. Unsere Mutter hatte einmal eine sehr schlimme Brustentzündung. Der Arzt hatte wenig Erfolg bei seinem Bemühen, doch mit dieser Spezialsalbe war die Entzündung in kürzester Zeit abgeheilt. Die Salbe wird auf Bestellung immer frisch neu zubereitet. Ich nehme an, dass sie auf der Basis der Ringelblume und mit Schmalz

hergestellt wird. Bahnt sich also einmal ein Furunkel o.ä. an, bringt die Tenzsche Salbe schnelle Heilung.

In der Comeniusstraße 17 residiert die Firma „**Bierverlag W. Helling KG**“ mit Herstellung von Mineralwasser und Limonaden (Spezialität „Apfelsinchen“). Dort versorgen wir uns „ab Fabrik“. Es ist interessant zuzusehen, wenn die Flaschen abgefüllt werden. Der Betrieb wird später nach Wettbergen verlegt. Dafür zieht jetzt die **Schlosserei Pages** in diese Betriebsräume ein, bei der wir hin und wieder kleinere Arbeiten erledigen lassen.

Gegenüber in der Comeniusstraße 24 ist das **Friseurgeschäft Otto Fredershausen**. Das Haus brennt später nach Bombenangriffen auch wie einige andere in der Pestalozzistraße bis auf die Grundmauern nieder. Beim Nebenhaus sind noch Fassadenreste erhalten, die beim Wiederaufbau einbezogen werden können.

In unserem Nebenhaus, Ecke Fröbelstraße/ Comeniusstraße 18, betreibt **Ernst Röhrbein** einen Kolonialwarenladen. Später übernimmt die jüngere Frau **Ahlborn** das Geschäft. Sie kann sich über den Umsatz an Pfefferminzblättern nicht beklagen. Während der Verkauf von Tabakwaren an Kinder nicht erlaubt ist, kann man uns den Kauf von Pfefferminze ja nicht versagen. Das Rauchverbot für Kinder und Jugendliche wird ja noch strikt beachtet. Während des Krieges wacht die „**Streifen-HJ**“¹¹ über die Einhaltung, und es gibt mächtig Ärger, wenn man beim Rauchen erwischt wird. Wir Jungen haben also Pfeifen mit einem Tonkopf in Totenkopfform (mit roten Glasaugen) und sehr langem Stiel, der im Ärmel hochgeschoben wird, damit man ihn nicht sieht. Wenn also niemand in der Nähe ist, wird der Stiel herausgezogen, damit ein paar Züge vom Rauch der glimmenden Pfefferminzblätter inhaliert werden können. Pech, dass der Tonkopf hin und wieder in der Hand zu heiß wird. – Sind wir die Erfinder der RENO-Zigarette, des „Cool-Rauchens“ mit Menthol?

Im gegenüberliegenden Eckhaus Comeniusstraße/ Fröbelstraße 20 hat **Friedrich Bösche** seine Lebensmittelhandlung, wo meine Eltern auch lange nach dem Krieg noch einkaufen.

Das vierte Eckhaus an dieser Kreuzung, Comeniusstraße/ Fröbelstraße 13, beherbergt im Erdgeschoss die **Schuhmacherei von E. Dening**, ebenso die **Heißmangel H. Lüpke**. Auch die bereits erwähnte halbjüdische Familie des Schneiders Karl Schwarze wohnt hier. Dieses Gebäude fällt ebenfalls den Brandbomben zum Opfer und brennt bis auf die Grundmauern nieder.

Eine Filiale der Lebensmittelfirma **Beuermann** befindet sich in der Limmerstraße. Dort kaufen wir später Butter, Käse und auch meine lange Zeit zum morgendlichen Frühstück gehörenden Haferflocken: „**Köllns Haferflocken**“. Ein Markenbegriff. Und in jedem Haferflockenpaket liegt obenauf ein Sammelbild

¹¹ Ordnungsdienst der Hitlerjugend. Auf Streifenrundgängen wird die Einhaltung der Vorschriften kontrolliert, z.B. Altersbeschränkungen bei Kino- und Gaststättenbesuch.

von „**Roswitha**“, einer Märchenfigur, wofür es natürlich auch ein Sammelalbum gibt. Ich klebe also kräftig ein. Andere Sammelalben gibt es z.B. von Zigarettenfirmen. Eines existiert unter dem Namen „Tiere unserer Heimat“, was ich im Jahre 2002 in einem Antiquariat wiederentdeckte.

Neben Beuermann ist der **Papierladen** von **Zellmann** etabliert. Außer den üblichen Schreibutensilien wird auch ein wenig Literatur angeboten. Die Tochter ist später auch im KLV-Lager in Neuhaus, was ich aber nicht registriere. Ebenso die Tochter Sylvia des **Sauerkrautfabrikanten Tuschke** in der Leinaustraße. Später, im Reisebüro, helfe ich der Familie beim Lufttransport der krebserkrankten Mutter nach München zu einem Spezialisten, der ihr aber auch nicht mehr helfen kann.



Küche, Wohnung Steigertahlstraße







Fotos S, 29:

Oben links: Horst Bohne auf dem
großelterlichen Hinterhof Köt-
nerholzweg 34,
oben rechts: Horst Bohne, Rolf
Daume, Walter Hoppmann
unten: 1. Schuljahr 1936 (von
links) Heinz Noltemeyer, Manfred
Vondran, Erwin Zank, Horst Boh-
ne

Fotos Seite 30:

Oben: Buddeln auf dem garten-
seitigen Sandweg der Windheim-
straße
Unten: auf der Windheimstraße

Diese Seite:

Oben: Steigertahlstraße 11 heute
Unten: Fröbelstraße 22/ Ecke
Windheimstraße heute





Fotos:

Oben: Ehem. Mittelschule III Am Lindener Berge

Rechts: Kötnerholzweg 34 heute, erbaut ca. 1880 vom Großvater, Zimmermeister August Müller

Unten: ehem. Fröbelschule, heute Albert-Schweitzer-Schule



Der Krieg in Hannover 1939 - 1945

Man sehe sich einmal die später veröffentlichten Luftbilder von unseren Städten an. Ganze Straßenzüge wurden zugemauert, weil einfach kein einziges Haus mehr bewohnbar war und von den stehen gebliebenen Mauern Einsturzgefahr drohte. Die feindlichen Flugzeuge schossen schließlich im Tiefangriff selbst auf einzelne Zivilisten, Frauen, Kinder, im Bewusstsein ihrer Lufthoheit. Was sich bewegte, wurde abgeknallt. Das ist etwas, was ich auch heute noch nicht akzeptieren kann: Frauen, Kinder, irgendwo auf einem Feldweg. Ein Bauer, der sein Feld pflügt. Wie Kids heute am Computer auf alles losballern, was sich bewegt, so war es damals offensichtlich ein Spaß, ein Spiel wie beim „Moorhuhnschießen“, alles sich Bewegende abzuknallen. Nur, das waren Zivilisten, **Menschen**, Mitmenschen, die meistens den Krieg auch nicht gewollt hatten, aber nun mittendrin sind.

Es werden Luftschutzbunker errichtet. Gott sei Dank. Aber erst später. Vorher gibt es „Splittergräben“, so auf dem Rasenplatz neben der Bethlehemkirche. Die werden im Zickzack gebaut, damit bei einem Bombentreffer nicht eine ganze Reihe Schutzsuchender erwischt wird. Die ausgehobenen Gräben sind seitlich mit Holzstempeln ausgekleidet und mit einer dicken Erdschicht abgedeckt. Für uns Kinder sind sie während des Baues ein beliebter Spielplatz.

Auf dem Gebiet der vorher eingerichteten Splittergräben auf dem Bethlehemplatz wird später ein Feuerlöschteich ausgehoben. Auch dieser für uns Kinder natürlich wieder ein Spielobjekt. Einmal wirft jemand einen Beutel mit Wäschefärbepulver mit Indigoblau hinein, was im gesamten Löschteich anschließend ein interessantes Farbspiel ergibt. Ein anderes Mal rutscht ein behinderter Junge von der schrägen Betonböschung ab und paddelt hilflos im Teich, bis wir ihn schließlich mit Hilfe einer irgendwo ausgehebelten Gartentür als Floß vor dem Ertrinken bewahren und wieder herausholen können.

Gegen Bomben sind die Splittergräben natürlich nicht gewappnet. In den Wohnhäusern müssen zu Kriegsbeginn die Kellerräume gegen feindliche Luftangriffe hergerichtet werden. In unserem Wohnhaus Fröbelstraße 22 werden in zwei Kellern die Kellerdecken mit Balken und Holzstempeln abgestützt. Bei Vollalarm trifft man sich dort unten. Es gibt auch Doppelstockbetten, hauptsächlich für die Kinder. Für den Fall, dass bei einem Bombentreffer der Keller verschüttet wird, werden im Keller Durchbrüche zu den Nebenhäusern rechts und links geschaffen, um dort einen weiteren Fluchtweg zu haben. Noch über 50 Jahre später sieht man an einigen Häusern mit Klinkerwänden an der Außenfront den aufgemalten weißen Pfeil mit einem entsprechenden Hinweis auf den Durchbruch, ebenso auf die Lage des Luftschutzraumes.

Neben den ausgebauten Wohnhauskellern werden in größeren offiziellen Gebäuden öffentliche Luftschutzräume eingerichtet und von draußen kenntlich gemacht. So wird auch unter der Bethlehemkirche ein großer Luftschutzraum ausgebaut. Nach Kriegsende wird die Firma EPI-Edelpilzzucht Hunte ihn noch einige Jahre für die Zucht von Champignons nutzen.

Gegen Sprengbomben bieten allerdings die Schutzräume in den Kellern nur wenig Sicherheit, wenn überhaupt, höchstens gegen Splitter und Brandbomben. Deshalb wird der Bau von Luftschutzbunkern für die Zivilbevölkerung erforderlich. Davon gibt es später eine ganze Reihe, Hochbunker, Tiefbunker, Spitzbunker, Stollen, und ihnen verdanke ich sicherlich auch, dass ich heil aus diesem Krieg herauskomme.

Im Frühjahr 1941 kommt aus Berlin die Genehmigung für den Bau von vierundsechzig bombensicheren Schutzräumen in Hannover. Das größte hannoversche Luftschutzbauwerk ist der bereits im Dezember 1940 projektierte Tiefbunker unter dem Bahnhofsvorplatz. Innerhalb eines Jahres ist bereits von den geplanten Bunkern die Hälfte fertiggestellt, zwölf sind betonfertig und elf noch im Anfangsstadium. Unter Einbeziehung der zivilen Luftschutzkeller ergibt eine Prognose, dass für etwa vierhundertsechzigtausend Personen gesorgt sein wird.

Unser „Heimatbunker“ ist der am **Pfarrlandplatz**. Ein normaler Hochbunker in gleicher Höhe wie die benachbarten Wohnhäuser. Die Bunker sollen aus der Luft nicht als solche erkennbar sein und werden deshalb oft mit üblichem Ziegeldach und Klinkerfassade versehen. Da das Umfeld noch wenig zerstört und stark bewohnt ist, reicht die Kapazität nicht aus. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Also marschieren Mutter und ich oft schon recht früh, meistens schon vor dem Voralarm, zum Bunker, um einen Platz zu ergattern, bevor abends später der Alarm kommt.

Es gibt viele Einzelräume, und natürlich hat man sich etabliert. Ein Fremder wird dann nicht mehr in einen der von den Alteingesessenen besetzten und fest verteidigten Räume hineingelassen. Man trifft sich mit der alten Truppe, den Frauen und Kindern und nicht mehr wehrfähigen Greisen. Die Bunker sind zugelassen für Frauen und Kinder. Männern zwischen sechzehn und fünfundsiebzehn Jahren ist der Zutritt zum Bunker versagt (natürlich sowieso Juden und Zwangsarbeitern aller Nationen). Diese Männer sollen bei Luftangriffen möglichst noch während des Alarms mit den Löscharbeiten beginnen können, um das Sichausbreiten entstandener Feuer zu verhindern. Deshalb ist auch mein Vater nicht dabei. Entweder verbringt er die Alarmzeit nach langem Arbeitstag im angrenzenden Dienstbunker der Reichsbahn-Telefonzentrale, dem seiner Fahrkartendruckerei benachbarten **BASA-Bunker** in der **Kestnerstraße**, oder in unserem ausgebauten Keller in der Fröbelstraße 22. Ich sitze meistens in „unserem“ Bunker in einem Raum mit mehreren Frauen aus dem benachbarten Wohnbereich, bekomme oft einen Schlafplatz in einem der aufgestellten Dop-

pelstockbetten und lausche den „von Frau zu Frau“ geführten Gesprächen. Eine Bäckermeistersfrau, nicht mehr ganz jung, gibt stolz von sich, dass sie noch über eine untadelige Figur mit fester Haut und straffem Busen verfüge. Die Gespräche handeln natürlich auch zu einem großen Teil von den zum Militär eingezogenen Männern und Söhnen, die sich jetzt in einem weitgefächerten Bereich Europas herumschlagen müssen.

Fällt nach einem Angriff der Strom aus, muss die Belüftung per Hand durchgezogen werden. Im Erdgeschoss gibt es eine Reihe von Kurbeln, die nun meistens von uns „Jünglingen“ besetzt und gedreht werden. Sie wirken wie eine Fahrradpumpe, ziehen die Frischluft in die Räume und verhelfen zum Überleben.¹²

Dass in den Bunkern grundsätzlich Rauchverbot besteht, versteht sich von selbst.

Bei einem Luftangriff, bei dem meine Mutter und ich im Pfarrland-Bunker Schutz gesucht hatten, fällt eine Bombe direkt an der Bunkerwand entlang und explodiert im anschließenden Kleingarten. Die starke Erschütterung wirft uns im Bunker kräftig durcheinander, richtet aber außer einem Bombenkrater im weichen Gartenbereich keinen weiteren Schaden an.

Da der Bunker am Pfarrlandplatz immer überfüllt ist, wandern Mutter und ich, wenn genügend Zeit vorhanden ist, oft schon am frühen Abend zu einer anderen „sicheren“ Bleibe, so zum Beispiel auch mal zum „**Asphalt-Stollen**“ nach Ahlem. Dort wird zwar (wie später bekannt wird, mit KZ-Arbeitern) Rüstungsfabrikation betrieben, Hanomag und Conti, aber wir Zivilisten dürfen in den unterirdischen Stollen auch gegen Luftangriffe Unterschlupf finden.

Oft marschieren meine Mutter und ich auch in den Bunker in der **Bäckerstraße** neben der Roten Reihe in der hannoverschen Altstadt. Dort gibt es nach den verheerenden Angriffen kein Leben mehr. Deshalb ist natürlich auch wieder reichlich Platz im intakt gebliebenen Bunker. Bevor es Hauptalarm gibt, stromere ich herum, bin auch mal im Keller der in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 an der Bergstraße im Zuge der „Reichskristallnacht“ gesprengten Synagoge.

Auch in diesem Bunker haben die Besucher sich ihre angestammten Plätze reserviert. Neben meinem Platz sitzt gewöhnlich ein älterer Herr, der hin und wieder eine Pobacke etwas anhebt und seinen Darmwinden freien Austritt verschafft. Als junger Pimpf traue ich mich nicht, gegen den älteren Herren meinen Protest zu erheben, sondern versuche durch flaches Atmen dieser sich langsam auflösenden süßlichen Parfümierung zu entgehen. Das ist auch ein

¹² Meine Mineraliengruppe der VFVG (Freunde der Mineralogie und Geologie) hat später die erste Etage des Bunkers in der Bremer Straße in Leinhausen als Arbeitsräume gemietet, wo noch die alten Kurbeln vorhanden sind und an meine Zeit vor über 50 Jahren als „Frischluftheizer“ erinnern.

Grund, dass ich mich möglichst lange draußen in den umgebenden Trümmern aufhalte, ehe mich Vollalarm oder einsetzendes Flakfeuer wieder in den schützenden Bunker zurück treibt.

Nach Alarmende/ Entwarnung, wenn die feindlichen Maschinen ihre tödliche Last abgeworfen haben und auf dem Heimflug sind, leeren sich die Bunker. So gegen Mitternacht können wir uns wieder zur Wohnung begeben und endlich etwas schlafen. Natürlich schläft man halb angezogen, um im plötzlichem Alarmfall schnell bereit zu sein, einen Bunker oder den Luftschuttkeller aufzusuchen. Neben dem Bett steht das Kofferchen mit den wichtigsten persönlichen Unterlagen, das immer mitgeschleppt wird.

Bei Tagesalarm strömt nach der „Vorentwarnung“ alles nach Hause und in die Fabriken zurück. Dort muss schnell weitergearbeitet werden („schließlich wollen wir ja noch den Krieg gewinnen“). Die Familien eilen aus den Bunkern zur Wohnung, um zu kontrollieren, was denn noch da ist. Sind nur restliche Glasfenster entzwei, ist das Alltag und wird nicht als tragisch angesehen. Die größeren Fensterscheiben sind ohnehin längst kaputt und durch Bretter ersetzt, in denen kleine Gucklöcher mit „Drahtglas“ etwas Licht in die Zimmer lassen. Bei benachbarten Bombeneinschlägen wird oft das Drahtglas durch den Luftdruck herausgedrückt, was mit wenigen Drahtstiften wieder in Ordnung gebracht werden kann. Wichtiger ist, ob irgendwo Brandbomben ihr Werk getan haben, wo also gelöscht werden muss. Steht die eigene Wohnung noch, so wird gesehen, wo jetzt anderweitig Hilfe nötig ist.

Die Vorentwarnung spielt im März 1945, also kurz vor dem Kriegsende in Hannover, einen bösen Streich. Es hatte während des Schulunterrichts Alarm gegeben, und die Schutzräume auf dem Lindener Berg, ein alter **Stollen** aus dem achtzehnten Jahrhundert sowie der zum Bunker umgerüstete ehemalige „Eiskeller“ der Lindener Brauerei¹³, sind proppevoll. Die Bomberverbände hatten wieder einmal in großer Zahl Berlin heimgesucht und sind auf dem Rück-

¹³ Bei dem „Stollen“ handelt es sich wahrscheinlich um Zugänge und Kasematten der 1761 zum besseren militärischen Schutz der Alt- und Neustadt auf dem Lindener Berg errichteten Georgenschanze, nach Abzug der französischen Besatzung unter Prinz Friedrich-August von Braunschweig erbaut. Es sind zwei etwa einhundert Meter lange Parallelgänge mit Verbindungsdurchschlägen und seitlichen Nebenräumen, alles etwa zehn Meter tief unter gewachsenem Fels.

Der „Eiskeller“, drei parallel verlaufende mächtige Gewölbekeller, wurde gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts von der Lindener Brauerei errichtet. Im Winter wurden Eisbrocken von den zugefrorenen Maschwiesen mit Pferdewagen hertransportiert, gelagert und in den Sommermonaten zur Bierkühlung an die umliegenden Gastwirtschaften ausgeliefert. Nach Erfindung der Eismaschinen durch die Firma Linde blieben die Gewölbe lange Jahre ungenutzt, wurden ab 1934 als Champignonzucht betrieben, bis sie im Zweiten Weltkrieg zum Luftschutzbunker umfunktioniert wurden. Die doppelte Gewölbedecke wurde durch eine ca. 1 ½ m dicke Betondecke verstärkt, ebenso die Außenwände durch dicke Betonwände gesichert. Nach dem zweiten Weltkrieg nutzte die Firma Hartmann bis 2000 die Gewölbe wieder zur Champignonzucht.

flug. Mit der „Vorentwarnung“ kommen die Leute in Massen aus den Schutzräumen. Der große Aschenplatz neben der Badenstedter Straße¹⁴ ist schwarz von Menschen. Über den Wolken dröhnen die zurückkehrenden Bomberpuls, die man auch hin und wieder durch Wolkenlücken ihren Weg nach Westen ziehen sieht. Plötzlich heulen herabsausende Bomben durch die Luft und explodieren in nicht weiter Ferne im Bereich der Hanomag sowie in der Nordstadt. Natürlich liegen wir alle sofort am Boden und drücken die Nase in den Dreck. Wie sich herausstellt, haben die Feinde einen Trick angewandt. Sie wissen ja längst, dass bei der Vorentwarnung die Schutzräume wieder verlassen werden, um der Arbeit nachzugehen. So hatte einfach ein Verband über Berlin seine Bomben an Bord behalten und lädt sie erst auf dem Rückflug über Hannover ab, wo es jetzt große Menschenverluste gibt.

Etwa zur gleichen Zeit, am 25. März 1945, kommt auch die Familie Ahrens – Onkel August, Tante Bertha und meine dreiundzwanzigjährige Cousine Brunhilde – ums Leben, als sie bei einem Bombenangriff in ihrem Haus in der Striethlstraße in der Nordstadt verbrennen.

Die gemeinsame Not schweißt zusammen. Keiner fragt, ob irgendwer ihm seinen Einsatz nach den Angriffen beim Löschen, Kellerausgraben oder Aufräumen vergüten wird. Wo nötig, wird geholfen, oft unter Einsatz des eigenen Lebens. Das Wort „Volksgemeinschaft“ wird groß geschrieben. Es kann einen jederzeit ja auch selbst treffen, dass man auf die Hilfe des Anderen angewiesen ist. Im Herbst 44/45 helfe ich so mit meinen Freunden das Haus Windheimstraße 21 zu retten, dessen Dachstuhl von Bomben in Brand gesetzt worden ist. Das Haus hat nur drei Etagen. Vom benachbarten Eckhaus Fröbelstraße 21 vom Dachboden über dem vierten Stock können wir mit unseren Feuerlöschhandpumpen die brennenden Dachbalken und –sparren des tiefer liegenden Nebenhauses gut ablöschen. Damit bleibt der Brandschaden relativ gering, und man kann später nach dem Krieg die dritte Etage mit dem Dachbereich wieder entsprechend restaurieren.

Nach Angriffen helfen wir aus zerstörten oder brennenden Wohnungen noch brauchbare Möbel zu bergen und stellen sie auf der Straße vor den Häusern zum Abtransport und zur Einlagerung in irgendwelchen Sammelstätten ab. Nicht übersehbare Schilder weisen darauf hin:

„Wer plündert oder stiehlt, wird erschossen!“

Selbst die Mitnahme von Kleinigkeiten führt nicht selten zum Todesurteil, auch für Leute, deren gesamtes Hab und Gut gerade total durch Bomben vernichtet wurde. Ein solches Sammellager ist auch die alte Turnhalle unserer Mittelschule III auf dem Lindener Berg.

Bei einem Angriff schlägt eine Stabbrandbombe auf das harte Kopfsteinpflaster in der Fröbelstraße neben unserem Wohnhaus auf, springt wieder schräg hoch

¹⁴ später durch den Westschnellweg überbaut

durch das Parterrefenster und brennt in einem Zimmer unter unserer Wohnung ab. Der Brand wird rechtzeitig bemerkt, so dass die Möbel, die schon Feuer gefangen haben, schnell abgelöscht werden können und größerer Schaden vermieden wird.

Bei einem anderen Angriff fällt ein Phosphorkanister genau in unseren Hauseingang in der Windheimstraße, wo er zerplatzt. Da der Boden aus Terrazzo besteht und die Flurwände gekachelt sind, können die Phosphorspritzer kein großes Unheil anrichten.

Ein anderes Mal habe ich Gelegenheit, nach einem Luftangriff (unsere Wohnung hatte außer dem üblichen Malheur mit dem Drahtglas keine weiteren Schäden erlitten, nur die Wohnungstür lag durch Luftdruckeinwirkung plötzlich auf den Ehebetten), in der Pfarrlandstraße (freiwilligen) Löscheinsatz bei den ehemaligen „Weberhäusern“ zu leisten, der Arbeitersiedlung der Mechanischen Weberei zu Linden. Die hannoversche Feuerwehr ist durch die verheerenden Luftangriffe zum größten Teil ausgeschaltet. Hat also wieder einmal ein Großangriff auf die Stadt Hannover stattgefunden, rasen anschließend die Wehren der Umgebung nach Hannover, um Brände zu bekämpfen. Wer sind denn noch die Feuerwehrleute? Alles, was wehrfähig ist, hatte man doch längst eingezogen. In den größeren Städten wurde deshalb zusätzlich eine HJ-Feuerwehr gebildet. Trotzdem ist man dankbar, wenn weiteres Jungvolk mithelfen kann. Die Berufsfeuerwehr legt die Wasserschläuche bis zum Brandherd und schließt sie an die (soweit überhaupt noch vorhandenen) Hydranten an. Wir Jungen nehmen sie auf und löschen, was möglich ist, obwohl wir die schweren Schläuche kaum halten können.

Nun stehe ich in der ersten Etage mit dem C-Schlauch, den man mir durch die bereits fehlende Seitenmauer heraufgereicht hat, und spritze erst einmal mit dem starken Wasserdruck die restlichen Ziegel des Dachstuhls auf die Straße, um an die Dachsparren heranzukommen und diese ablöschen zu können. Der Nebenraum, das Schlafzimmer, brennt mit den Betten und Schränken so stark, dass ich nicht hineingelangen kann. Die Wände sind nur halbsteinig. Ich werfe die Schlafzimmerwand mit dem Wasserdruck einfach um und kann dann wieder voll in die Flammen hineinhalten. Dann kommt der Warnruf meiner Mitstreiter, dass die Decke unter meinen Füßen brennt. Also, Schlauch nach unten reichen, von unten die Decke ablöschen, wieder hinauf und weitermachen.¹⁵

Ein anderes Mal werden wir über die Schule im Winter 44/45 beordert, in der Tonstraße bei der HANOMAG die durch Bombentreffer verschütteten Keller auszugraben und zu bergen, was denn noch verwertbar ist.

¹⁵ Die Weberhäuser in der Pfarrlandstraße sind inzwischen abgerissen und haben einer Altenwohnanlage Platz gemacht. Vom Hannover-Maler Lessenthin in der Ferdinand-Wallbrecht-Straße bekomme ich später ein Aquarell von den Weberhäusern und der St. Benno-Kirche zu einem Freundschaftspreis, als ich ihm meine Beziehung zu diesen Häusern schildere.

Ebenfalls über die Schule wird unser „Bahnhofseinsatz“ koordiniert, nachdem die 5. Klasse im Herbst 1944 aus den KLV-Lagern abgezogen wurde und wieder in der Mittelschule III Am Lindener Berg Unterricht aufgenommen hat. Wir werden in kleinen Gruppen im Schichtdienst zu Hilfsdiensten am hannoverschen Hauptbahnhof eingesetzt. 6.00 Uhr bis 18.00 Uhr und 18.00 Uhr bis 6.00 Uhr früh, also jeweils für zwölf Stunden. Bei der Tagesschicht gibt es ohnehin keinen Unterricht, bei der Nachtschicht fällt am nächsten Tag der Unterricht für uns aus. Wir helfen bei durchfahrenden Militärtransporten, in zunehmendem Maß bei Flüchtlingstransporten, teilen Verpflegung aus, helfen beim Koffertragen, bringen Briefe zur Post. Bei der Tagesschicht verdrücken sich einige zu einem der wenigen noch vorhandenen Eisläden an der Ecke Schiffgraben/ Lavesstraße, bei der Nachtschicht bleibt einer wach, während der Rest sich im Bahnhofsbunker hinter einer Säule auf der Erde lang macht und pennt. Kommt Arbeit auf durch einen eintreffenden Sonderzug, weckt er uns, damit wir helfen können. Es ist nicht gerade ein Stressauftrag.

Da die Bunkerkapazität in unserem Bereich so beschränkt ist, fahre ich im letzten Kriegswinter häufig nach dem Schulunterricht mit dem Fahrrad zu meinem Vater in die Kestnerstraße, wo er als Oberwerkmeister in der dortigen Fahrkartendruckerei der Deutschen Reichsbahn tätig ist. Die Druckerei war durch einen Bombentreffer beschädigt worden. Man hatte eine Zwischenmauer gezogen und den Fabrikationsbereich damit halbiert. Ein Teil der Druckmaschinen ist in den Tanzsaal einer Gaststätte in Wunstorf ausgelagert worden. Hier in der Kestnerstraße helfe ich dann im Winter 1944/45 öfter tagsüber nach der Schule beim Fahrkartenducken mit den Pappkarten, den Edmonsonschen Fahrkarten, aber auch auf der damals hochmodernen „Heidelberg“-Maschine mit dem Endlos-Druck der Blankofahrscheine.

Mein Vater war aufgrund einer schweren Schrapnell-Verwundung im ersten Weltkrieg vom Kriegsdienst befreit worden und ist also an der „Heimatfront“ tätig.¹⁶ Neben einigen deutschen Arbeiterinnen ist ihm als Hilfe ein russischer Zwangsarbeiter zugeteilt, der im Keller der Druckerei sein Schlaflager hat. Mein Vater bringt dem Russen täglich neben der nicht ausreichenden offiziellen Verpflegung eine Portion mit, die meine Mutter unserem Vater für ihn mitgibt.

Wer russischen oder anderen Kriegsgefangenen zusätzliche Verpflegung zukommen lässt, hat offiziell Bestrafung zu erwarten. Trotzdem schmirt meine Mutter gutbelegte Stullen, soweit überhaupt möglich, und legt sie zum Beispiel auf eine Aschentonne. Kommt ein Russe vorbei, nickt sie zu dem Ablegeplatz hin und verschwindet. Für ihn ein unerwartetes Geschenk. Ist das nicht schlimm? Das sind doch auch nur ganz arme Schweine.

¹⁶ Theodor Bohne bekommt 1944 für seine Dienste in der Aufrechterhaltung der Druckerei das Kriegsverdienstkreuz, nach 1945 für seine unermüdliche Wiederaufbautätigkeit das Bundesverdienstkreuz verliehen

Unvergesslich für mich ist ein Tag, an dem ich wie oft nach der Schule mit dem Fahrrad zur Kestnerstraße fahre. Ich bin gerade bei Voralarm im Parterre und blicke aus dem Arbeitszimmer meines Vaters in Richtung der schon stark zerstörten Mithoffstraße, als ich sehe, dass ein feindliches Flugzeug einen Bombenreihenabwurf vornimmt. Die Bomben rauschen in meiner Richtung heran. Ein Wegrennen ist nicht möglich, aber irgendwann ist auch eine solche Bombenreihe zu Ende. Der letzte Einschlag erfolgt hier etwa in Höhe der Marienstraße. Wer kann mein Gefühl nachempfinden beim Herannahen der feindlichen Bomben?

Neben der Fahrkartendruckerei befindet sich der BASA-Bunker¹⁷. Das ist also auch ein Bunker, in den wir uns bei Vollalarm zurückziehen können. Bei Voralarm drucken wir noch weiter Fahrkarten und springen erst bei Vollalarm über den Hof in den Bunker. Der Schutzraum ist nicht für die Öffentlichkeit vorgesehen. Ich habe von meinem Vater einen Anglersitz, ein Dreibein mit Ledersitz, leicht auf dem Fahrrad mit zu transportieren. Als ein abendlicher Angriff dem Lokschruppen in unserer Nähe gilt, befinden Vater und ich uns im BASA-Bunker. Eine Bombe trifft den Bunkerrand zur Kestnerstraße und explodiert vor unserer Wand. Der Boden hebt und senkt sich durch die andauernden Bombenexplosionen in Wellen wie bei einem Erdbeben. Der Bombenangriff ist fürchterlich. Ich presse meinen Kopf zwischen die Beine und bete nur noch um Überleben. Wer das nicht selbst mitgemacht hat, kann es sich auch nicht vorstellen. Um wie viel schlimmer sind jedoch die Menschen dran, die nicht das Glück haben, eine Bunkerdecke über dem Kopf zu wissen.

Danach bewegen Vater und ich uns in Richtung Heimat Fröbelstraße. Ein zweiter Vollalarm treibt uns in den völlig überfüllten Bahnhofsbunker. Es erfolgt ein weiterer Großangriff auf unsere Stadt. Als endlich wieder Entwarnung gegeben wird, schieben wir unsere Fahrräder nach Hause. Fahren ist auf Grund der allseits verstreuten Trümmer nicht möglich. Der Weg führt uns, weil die Innenstadt wegen der überall lodernden Brände für uns versperrt ist, am Rathaus vorbei. Plötzlich explodiert in einer der Nebenstraßen gegenüber vom Rathaus eine Bombe mit Zeitzünder. Ein Haus fällt mit Getöse in sich zusammen und verschwindet in einer riesigen Staubwolke. Es werden Bomben mit Zeitzünder eingesetzt, die z.T. erst 36, 72 oder sogar 144 Stunden später explodieren. Das ehemalige Arsenal am Rand des Waterlooplatzes, an dem wir unsere Räder vorbeischieben, brennt lichterloh. Irgendwann, spät in der Nacht, sind wir dann zu Hause, wo wir auch meine Mutter wohlbehalten wieder treffen, die sich natürlich ebenso Sorgen um uns gemacht hatte wie wir uns um sie.

Der BASA-Anschluss im Bürozimmer meines Vaters in der Druckerei übt auf mich eine besondere Anziehung aus. Da die Reichsbahn ja inzwischen auch

¹⁷ Bunker der Reichsbahn für die Zentrale des internen Telefonverkehrs. BASA = Bahngmtlicher Selbstanschluss

den Verkehr in den besetzten Ostgebieten zu bewältigen hat, mache ich mir anhand des BASA-Telefonverzeichnisses einen Spaß daraus, mich telefonisch in halb Europa zu bewegen. Ich wähle die Ortsnummer des ersten Ortes an, wo die Telefonstimme vom Band ertönt:

„Hier Oslo, hier Oslo“.

Danach wähle ich Warschau an:

„Hier Warschau, hier „Warschau“.“

Danach vielleicht Prag:

„Hier Prag, hier Prag“.

Vielleicht auch noch Paris:

„Hier Paris, hier Paris“.

Nun habe ich eine Leitung quer durch Europa am Apparat, und wenn ich den Hörer wieder auflege, klappt die gesamte Rundleitung wieder zusammen.

Bei Fliegeralarm mit Flakbeschuss¹⁸ stellen wir uns im ersten Kriegsjahr im Hauseingang unter, um nicht vielleicht einen Granatsplitter auf das Haupt zu bekommen. Bei den später einsetzenden Anflügen von Großverbänden traut sich niemand mehr nach draußen.

Für uns Jungen ist natürlich vieles abenteuerlich. Das Flaksplittersammeln ist ja harmlos. Es wird mit Freunden getauscht. Begehrt sind Splitter mit Resten der kupfernen Führungsringe.

Viel interessanter, aber weniger harmlos, sind nicht explodierte Spreng- und Stabbrandbomben. Ich bin am Spielplatz an der Asseburgstraße in Linden dabei, aus einer 2-Zentnerbombe, deren letzter Teil abgeplatzt und die deshalb „hinten offen“ ist, mit einem Plastiklöffel mengenweise den Sprengstoff herauszukratzen. Ich habe mit einer Konservendose voll genug, aber als mein Freund Mante auch seinen Teil herausholen will, wird er von einem Passanten mit einem heftigen Fußtritt von hinten in seinen Allerwertesten bedacht und fliegt auf die Bombe. Mante springt hoch, um den Treter zu vermöbeln, fängt sich jedoch nur noch ein blaues Auge dazu ein. Zu Hause wird das mit einem angeblichen Sturz erklärt.

Neben diesem Schmuckplatz schlägt in der **Lüdenstraße 2** eine Fünf-Zentner-Bombe als Blindgänger bis in den Keller durch. Von oben bis unten ist das etwa einen Meter breite Loch in Decken und Böden zu sehen, das die Bombe verursacht hat, und im Luftschutzkeller wird eine Bewohnerin durch mitgerissenes Holz am Bein schwer verletzt. Ein gerade auf Heimaturlaub weilender Soldat trägt sie hinaus und hält ein vorbei fahrendes Auto an, mit dem die Verletzte zum Krankenhaus gefahren werden soll. Als der Fahrer sich weigert, zieht der Soldat seine Dienstpistole und droht ihm mit Erschießen, wenn er sich wei-

¹⁸ Flugabwehrkanone, Kaliber 8,8 cm

ter weigern sollte. Damit klappt das dann. In diesem Haus wohnt unsere spätere Freundin Lieselotte Götsch^{19 20} mit ihrer Mutter, befindet sich zu dieser Zeit jedoch beim Reichsarbeitsdienst, muss das also im Gegensatz zu ihrer Mutter nicht selbst erleben.

Ein Krieg braucht Eisen für die Munitionsproduktion. Schweden ist zwar neutral, verdient aber recht gut am Export des hochwertigen Erzes von Kiruna an das Deutsche Reich über den norwegischen Erzhafen Narvik, der rechtzeitig von den deutschen Truppen besetzt wird, ehe die Engländer ihn nutzen können. Bei dem immensen Verbrauch reicht auch das nicht, so dass auch die Reserven aus dem Deutschen Reich benötigt werden. Viele Vorgärten der gutbürgerlichen Wohnhäuser sind mit einem massiven Eisengitter geschmückt, aber die werden nun abgeschweißt und ebenso wie die vielen Kirchenglocken oder auch Skulpturen eingeschmolzen und der Kriegsproduktion einverleibt.

Stabbrandbomben kann ich noch heute aus dem Gedächtnis heraus nachzeichnen. 80 Zentimeter lang, unten der gusseiserne Führungskopf, sechseckig, hart, massiv und schwer, um Dächer durchschlagen zu können. Man muss aufpassen: In den letzten Kriegsjahren ist dieser Metallkopf oft mit einer Pulverladung gefüllt, die beim Aufschlag explodiert. Man kann das gut an einem schwarzen Farbiring erkennen, außerdem ist am unteren Ende der Sprengstoffraum mit einer großen Schraube verschlossen. Bombenköpfe ohne Sprengladung sind massiv ohne Schraube. Der obere Teil der Stabbrandbombe besteht aus einem längeren, ebenfalls sechseckigen Führungsblech, das dazu dient, dass die beim Mengenabwurf herabpurzelnden Stabbrandbomben auch wirklich mit dem schweren eisernen Teil senkrecht nach unten sausen. Das an das Führungsblech anschließende eigentliche Brennelement (eine Elektro-Thermit-Legierung/ Magnesium) ist im oberen Teil ausgehöhlt. Zu oberst befindet sich der mit einem dünnen, biegsamen Metallstreifen befestigte Zündbolzen. Dann sind darunter zuerst die Zündkapsel und weiter darunter ein paar runde „Tabletten“ mit unterschiedlicher Entzündungstemperatur. Diese Elemente sehen etwa so aus wie Vitamin-Brausetabletten. Seitlich sind noch kleine Öffnungen für die Luftzufuhr. Schlägt also eine solche Stabbrandbombe auf, wird der Zündbolzen auf die Zündpatrone geschleudert und bringt diese zu einer kleinen Explosion. Die entwickelte Temperatur reicht aus, um die erste der darunter liegenden „Tabletten“ zum Brennen zu bringen. Deren Brandtemperatur zündet die nächste „Tablette“ usw., bis schließlich die Temperatur erreicht wird, den Magnesiumstab zum „Feuerwerk“ zu bringen. Man erinnert sich vielleicht noch an das Magnesiumblitzlicht der früheren Fotografie.

¹⁹ „Lilo“, später verheiratet mit Harald Pieper, verstirbt am 18.2.1995 an Krebs. Mit Harald sind Brigitte und ich weiterhin freundschaftlich eng verbunden.

²⁰ 2002 fährt uns eine Taxifahrerin vom Kegeln nach Hause. Im Gespräch ergibt sich, dass sie seit einigen Jahren in der Wohnung von Lilos Mutter wohnt und über das durchgehende Bombenloch gut Bescheid wusste.

Brennendes Magnesium ist nicht mit Wasser zu löschen. Wasser bringt es zur Explosion. Deshalb sind alle Dachböden mit großen Kisten mit Sand auszustatten, mit dem die brennenden Magnesiumstäbe abgedeckt werden können. Zur Grundausrüstung eines jeden Dachbodens gehören die Sandkiste, Wassereimer, Feuerpatsche (Stiel mit Scheuertuch), Handfeuerlöschpumpe, Einreißhaken. Später ist so etwas noch in Heimatmuseen zu besichtigen. Darüber hinaus besitzen alle Volksgenossen eine eigene Gasmaske, die Volksgasmaske. Wenn man sie etwas länger aufgesetzt hat, beginnt man natürlich mächtig darunter zu schwitzen. Um die Brandgefahr auf den Dachböden zu verringern, waren schon zu Anfang des Krieges die Dachböden zu entrümpeln. Außerdem sind die Dachbalken dick mit einer weißen (Kalk-?) Schicht angestrichen, was auch ein schnelles Entflammen verhindern soll.

Für uns Jungen sind die nicht gezündeten Stabbrandbomben ein beliebtes Experimentier- und Spielobjekt. Wir drehen die Eisenköpfe auf, entnehmen die kleinen Leinensäckchen mit den Pulverplättchen und lassen die Plättchen im mit Korken verschlossenen Reagenzglas über der Gasflamme explodieren, wobei der Korke mit Knall durch die Luft fliegt. Die Stabbrandbomben ohne Sprengkopf stecken wir in Vondrans Garten in die Erde und zünden sie mittels heftigem Schlag auf den Zündbolzen. Kleine Rauchwölkchen aus den Luftlöchern zeigen an, dass erfolgreich gezündet wurde. Dann heißt es, sich etwas aus der Reichweite zu begeben, weil recht bald das brennende Magnesium ein herrliches Feuerwerk darbietet und mächtig umher sprüht.

Schulfreund Hans-Rudolf Reineke aus Ahlem fängt einmal in seiner Wohnung an, ein Stück des Magnesiumstabes abzusägen. Die durch das Sägen entwickelte Temperatur reicht aus, dass der Stab plötzlich in seiner Wohnung Feuer sprüht. Er wirft ihn durch das geschlossene Fenster auf die Straße und verhindert böseren Schaden. Auf der Straße kann der Stab in Ruhe ausbrennen.

Damit bei einem eventuellen Volltreffer oder Brand in unserer Wohnung nicht der gesamte Hausrat verloren geht, haben meine Eltern eine große Kiste mit Bettwäsche in der Wohnung meiner Tante Else und Onkel Adolf, Geschwister meines Vaters, in der Lutherstraße 27 untergestellt. Prompt brennt diese Wohnung aus, auch unsere Bettwäsche verbrennt. Die beiden Armen werden noch weitere zweimal total ausgebombt, zuerst in der Heinrichstraße und danach noch einmal in der Striehlstraße.

Das Schlafzimmer meiner Eltern, Eiche massiv, ist ausgelagert worden nach Neuhaus im Solling, wo ich mich zeitweilig im KLV-Lager befinde. Wir haben dort die Familie Petersen, die in den gutsherrlichen Gesindehäusern wohnt und reichlich Platz hat, weil sie selbst nur recht schlicht eingerichtet ist. Dort ist auch das „Herrenzimmer“ der Familie Vondran untergebracht worden. Diese für ein Sollingdorf etwas „vornehmer“ erscheinenden Einrichtungen bewirken, dass sich nach dem Einmarsch amerikanische Soldaten dort einquartieren. Wie die Jungs so sind, jedenfalls müssen sie wohl in unserem Schlafzimmer mit ihrem

Revolver herumgeballert haben, denn beim späteren Zurückholen der Möbel nach Hannover wird ein Durchschussloch in der Fußleiste des Doppelbettes gesichtet, während die verformte Bleikugel sich in einer Schublade der Frisierkommode wiederfindet.

Um feindliche Flugzeuge zu irritieren, hat man eine Holzüberführung über den Hauptbahnhof von der Adolf-Hitler-Straße²¹ zur Alten Celler Heerstraße²² aufgebaut. Damit soll vorgetäuscht werden, dass wegen einer (angeblich) durchgehenden breiten Straße dort kein Bahnhof existiert. Wenig später brennt die gesamte Holzkonstruktion nach einem Luftangriff wieder ab. Holz brennt gut.

Gleiches wird auf dem Maschsee praktiziert. Man deckt die Wasserfläche mit Holzkonstruktionen ab, die kleine freie Flächen wie Teiche und mit grünen Tarnnetzen überworfene Holzgestelle wie Bäume aussehen lassen. Natürlich ist der Maschsee eine hervorragende Orientierung für angreifende Feindflugzeuge. Spionage hat das Manöver schnell bekannt werden lassen, so dass das bald auch nicht mehr wirkt. Aber auch das Steinhuder Meer hilft zum Orientieren bei Angriffen auf Hannover.

„Achtung, Achtung! **Primadonna** meldet: Starke feindliche Kampfverbände im Anflug auf das mittlere Gaugebiet. Die Spitzen haben das Planquadrat Ulrich/Quelle²³ erreicht und biegen nach Südosten ab. Voraussichtliches Angriffsziel Gustav/ Ulrich 5“.²⁴

Ich besitze eine „Luftlagekarte“ mit diesen Planquadraten sowie mit in Kreisen um Hannover gekennzeichneten Kilometerentfernungen von Hannover. Im genannten Fall sind die Angriffspitzen also noch etwa zweihundert bis zweihundertfünfzig Kilometer entfernt, und man kann in Ruhe seine Sachen packen und einen der Schutzräume aufsuchen. Um sowohl die Betriebe und Verwaltungen als auch die Zivilbevölkerung frühestmöglich über anfliegende Kampfverbände zu informieren, bedient man sich des sog. „Drahtfunk“. Die Flugkontrollstellen können sich direkt in das Radioprogramm einschalten und ihre Warnungen durchgeben. „Primadonna“ ist der Code-Name für diese Meldungen. Es ist klar, dass nicht nur bei uns zu Hause das Radio den ganzen Tag über läuft, um rechtzeitig auf anfliegende Bomberverbände reagieren zu können.

Schlimm ist es bei Nachtangriffen, wenn „Mosquitos“²⁵ als „Pfadfinder“ vorangeflogen waren, den Zielpunkt ausgekundschaftet hatten und dann ihre „Weihnachtsbäume“ setzen, ganz langsam niedergehende Leuchtfallschirme. Wenn die erst den Himmel zieren, ist es allerhöchste Eisenbahn, das nächste Loch unter der Erde zu finden, denn dann wird das markierte Zielquadrat flächen-

²¹ Später wieder Bahnhofstraße

²² Später Lister Meile

²³ = Bereich Helgoland

²⁴ = Bereich Hannover

²⁵ de Havilland Mosquito, britisches, zweimotoriges Nachtstörflugzeug

mäßig mit Bomben belegt. Die Flugzeugbesatzungen brauchen gar nicht erst einzelne Ziele anzuvisieren, sondern können ihre gesamte Bombenlast einfach in dem markierten Zielraum ablassen.

Bei einem Tagesangriff auf Hannover wird ein deutsches Jagdflugzeug abgeschossen und stürzt auf den Erdbunker der Firma **Färberei Stichweh** in Hannover-Limmer in der Färberstraße. Der Benzintank explodiert und hüllt den Bunkerbereich in ein Flammeninferno. Über zwanzig Personen kommen darin ums Leben, darunter eine Anzahl von Zwangsarbeiterinnen.

Bei einem anderen Tagesangriff schlägt eine Sprengbombe in das Gebäude der ehemaligen Schule in der Limmerstraße 65/ Ecke Kötnerholweg²⁶ ein. Nach dem Angriff komme ich an der Unglücksstätte vorbei und sehe die aus dem Keller geborgenen Leichen auf dem kleinen Schulhof zur Limmerstraße hin aufgereiht.

Angst haben wir ja alle bei den Luftangriffen, auch die Schwester meiner Mutter, meine Tante Erna, die mit meiner alten Großmutter in der ersten Etage im Haus meiner Großeltern im Kötnerholweg 34 wohnt. Mit Rücksicht auf ihre alte Mutter bleibt sie trotzdem beim Fliegeralarm mit dieser im Schutzraum im Keller des Hauses, weil sie die gebrechliche alte Dame nicht bis zum Luftschutzbunker schaffen und sie auch nicht allein im Haus lassen kann.

Im Nachbarhaus Kötnerholweg 32 hat der **Bäckermeister Lampe** seine Bäckerei. Er gilt als „Spökenkieker“, und man sagt ihm den „zweiten Blick“ nach, die übersinnliche Fähigkeit, in die Zukunft schauen zu können. Herr Lampe beruhigt meine Tante:

„Fräulein Müller, Sie brauchen keine Angst zu haben. Auf dieser Seite unserer Straße passiert hier nichts. Der nächste Bombeneinschlag wird erst hinter der gegenüber liegenden Seite sein“.

Wir vertrauen gern seinen Worten, klammert man sich doch an alles, was Rettung aus dieser Hölle verspricht. Seine Ahnung wird Wirklichkeit: Wenige Tage später schlägt eine Sprengbombe auf der Rückseite des schräg gegenüber liegenden Hauses Kötnerholweg 43 ein. Es gibt Tote und Verletzte im verschütteten Luftschutzkeller. Frau Bartens, eine gute Bekannte, ist sofort tot. Ihre Tochter Inge wird von einem Balken am Kopf getroffen und verletzt. Sie erholt sich bald wieder. Meine Tante Erna nimmt sie nun in mütterliche Obhut.

Inge hilft meiner Tante gern in deren Lebensmittelgeschäft im Kötnerholweg. Eines Tages äußert sie den Wunsch, einen Soldaten in Kassel zu besuchen, den sie kennen gelernt hatte. Mit guten Ermahnungen, wie man sie einem jungen Mädchen mitgibt, wenn es allein auf Reisen geht und einen jungen Herrn besuchen will, macht sie sich per Bahn auf den Weg. Kurz darauf gibt es bei

²⁶ Auf diesem Grundstück befindet sich heute ein großer Neubau mit einer Filiale der Stadtsparkasse

uns Besuch von der Polizei. Inge war es plötzlich im Zug schlecht geworden, und bald danach war sie verstorben. Man wollte sich vergewissern, ob es nicht vielleicht einen kriminellen Hintergrund gegeben habe. Bei der Obduktion stellt sich jedoch heraus, dass Inge bei dem Angriff schlimmer verletzt worden war, denn jetzt hatte es während der Bahnfahrt plötzlich nachträglich eine Gehirnbildung gegeben hatte, die schnell zum Tode führte.

Der Straßenbereich Kötnerholzweg zwischen der Limmerstraße und der Ungerstraße bleibt tatsächlich von weiteren Bombenschäden verschont.

Der erste große Luftangriff auf Hannover findet am 10.2.1941 statt und fordert hunderte Tote. Von zwei weiteren Angriffen sind vor allem Vahrenwald/ Hainholz sowie Ricklingen und Misburg betroffen. Darauf hin beginnt die großangelegte Kinderlandverschickung von siebentausend Schülerinnen und Schülern nach Böhmen, Mähren und Pommern, auch in den Harz.

Die Luftangriffe auf Hannover nehmen an Stärke zu. Frühzeitig besonders auf das Korn genommene Ziel sind die Ölraffinerien in Misburg. Tagelang sieht man im Osten Hannovers himmelhoch die schwarzen Rauchwolken von den brennenden Öltanks.²⁷ Der schwerste Angriff auf Misburg ist noch am 15.3.1945, wenige Wochen vor dem Kriegsende. Die NERAG in Misburg deckte immerhin 40 % des deutschen Bedarfs an hochwertigen Flugzeugölen.

Schwere und schwerste Schäden verursachen die fünf großen Luftangriffe im Jahr 1943:

26.7.: Opernhaus, Leineschloss, Marktkirche, Wangenheimsches Palais, Café Kröpcke. 273 Tote, 4.000 Obdachlose.

22.9.: Bemerode, Döhren, Wüfel. 201 Tote, 5.000 Obdachlose.

27./28.9.: nördliche Stadtteile. 196 Tote, 20.000 (!) Obdachlose. Unter den Opfern 13 Schüler der Bismarckschule und Herschelschule, die als Flakhelder bei einer Flakbatterie in Langenhagen Dienst taten.

8./9.10.: schwerster Angriff überhaupt, führt zur fast völligen Zerstörung der Innenstadt. 1.245 Tote (!), 447 Schwerverletzte, 250.000 (!) Obdachlose. Innerhalb von nur vierzig Minuten fallen auf Hannover 3.000 Sprengbomben, 28.000 Phosphorbrandbomben, 230.000 Stabbrandbomben. 3932 Wohnhäuser total zerstört, 18.832 Wohnhäuser schwer beschädigt, 81 öffentliche Gebäude total und 24 Industriegebäude ebenfalls total zerstört.

18.10.: 157 Tote, 7.000 Obdachlose. Zerstörung des Herrenhäuser Schlosses.

²⁷ In der Neuen Presse vom 2. Oktober 1993 zeigt eine Großaufnahme das Ausmaß der intensiven verheerenden Bombardierung dieses Gebietes: Bombentrichter neben Bombentrichter.

Die Bilanz des Krieges²⁸ in Hannover ist erschreckend, dennoch im Vergleich z.B. zu den Opfern in Hamburg, Köln und Dresden verhältnismäßig gering. Viele Frauen und Kinder waren evakuiert. Oft brachten die Bunker Schutz. Bei der Einnahme der Stadt 1945 durch die Amerikaner finden fast keine Kampfhandlungen mehr statt im Gegensatz zu vielen Städten und Gemeinden im Westen und im Osten des Reiches.

Anfang 1944 wird in der Stadtverwaltung ernsthaft über die Planung diskutiert, die zerstörte Stadt Hannover später an einer anderen Stelle neu wieder aufzubauen, und zwar im Raum zwischen Gehrden und dem Deister. Es wird jedoch nach dem Krieg restauriert, wo es gegeben erscheint. Ein wenig Altstadt (Kramerstraße/ Marktstraße) erinnert an Hannovers Vorzeit. Altes vermischt sich mit Neuem. Lücken werden mit neuem Leben erfüllt. In der List erinnern schlichte, schmucklose Neubauten zwischen historischen Häusern aus den Gründerjahren an ehemalige Kriegslücken, wo Bomben oder Brand Wunden gerissen hatten. Nur bei genauerem Hinsehen erst erkennt man später die ehemaligen Kriegsschäden.

Im Neuen Rathaus sind Stadtmodelle aufgestellt, welche die Stadt Hannover zeitlich in verschiedenen Stadien vorstellen. Einmal die Zeit des Mittelalters, klein, mit einer Stadtbefestigung umgeben. Dann Hannover im Jahre 1939, also ein noch völlig intaktes Stadtbild. Das nächste Modell zeigt Hannover im Zustand von 1945, nach dem Ende des furchtbaren Krieges. Drahtlinien zeigen den heutigen Verlauf der Hauptstraßen im Innenstadtbereich. Das vierte Modell gibt den jetzigen Zustand wieder.

Wenn ich Besuch habe, aus den USA oder aus Kanada oder aus deutschen Bereichen, den ich zu dieser Modellausstellung führe, ist der oft gehörte Kommentar: „Wer hat denn da noch leben können?“ Unsere Nachfolgegenerationen können sich in einen solchen Zustand, wie wir ihn in diesen Jahren von 1939 bis 1945 und später erfahren mussten, verständlicherweise nicht mehr hineindenken. Unsere Kriegsgeneration lebt weiter mit diesen Erlebnissen, hat sie größtenteils verdrängt und sich mit der Nachkriegszeit arrangiert. Die Natur sorgt vor: Wenn wir uns ständig vor Augen halten, was in diesen schlimmen Zeiten geschehen ist, auch, was uns erst später bekannt wurde, mit unseren jüdischen Mitbürgern, Kriegsgefangenen aller Seiten, Vertriebenen, Zwangsverschleppten, unseren eigenen Soldaten in Sibirien, wir könnten das seelisch nicht mehr aushalten. Darum wird Schlimmes verdrängt, denn sonst könnte man damit nicht mehr weiterleben.

So wollen wir, die wir diese bösen Jahre trotz körperlicher und seelischer Verwundungen überstanden haben, dankbar sein für unser heutiges zumindest materiell meist sorgenfreies Dasein. Vergessen dürfen wir aber nicht diese mil-

²⁸ Siehe Aufstellung nächste Seite

lionsenfachen Opfer auf allen Seiten, die Toten, die Verwundeten, die Gequälten. – Warum dieses Leid?

Ich selbst hatte das große Glück, dass meine Eltern mich während des Krieges wegen der immer stärker stattfindenden Alarme und Bombenangriffe für längere Zeiten in Lager der „Erweiterten Kinderlandverschickung/ KLV“ nach Böhmen, Neuhaus/ Solling und Braunlage/ Harz entsandten, so dass ich dort in diesen für uns Kinder aus den gefährdeten Großstädten segensreichen Einrichtungen eine doch recht unbeschwerte Jugend mit geregelter Schulunterricht, ausreichender Verpflegung, ungestörtem Schlaf erleben durfte. Bereichert wurden diese Zeiten im KLV-Lager durch die landschaftlich wunderschöne Umgebung und auch die Kameradschaft mit den Mitschülern. Das in einer solchen Lagergemeinschaft nun einmal nötige Sichanpassen und das Selbstständigwerden ohne unsere Eltern haben sich sicherlich auch in unserem späteren Leben doch sehr positiv ausgewirkt und geholfen.

Bilanz des Krieges in Hannover:

1. Rückgang der Einwohnerzahl von 472.000 bei Ausbruch des Krieges auf 217.000 zum Kriegsende.
 2. Während des Krieges getötete und vermisste Hannoveraner, Gefallene/gestorbene Wehrmatsangehörige 10.998
 3. Todesfälle bei Luftangriffen auf Hannover 4.748

Wehrmatsangehörige	ca. 6.000
Zivilvermisste	ca. 750
Gesamtzahl der im Luftkrieg in Hannover getöteten Personen	4.748
Einwohner der Stadt Hannover	354
Ortsfremde Zivilpersonen	265
Wehrmatsangehörige	1.005
Ausländische Zivilpersonen und Kriegsgefangene	410
Unbekannt	
- 51,2 % der Wohnungen wurden zerstört oder schwer beschädigt
 43,6 % mittel und leicht beschädigt
 unbeschädigt blieben nur 5,2 % (!).
- Von 87 Schulgebäuden sind 39 total zerstört, 23 schwer, 21 leicht und nur 4 unbeschädigt.
- Von 34 Kirchen sind 14 total zerstört, 4 scheinen kaum wiederherstellbar, 21 sind leicht, nur 4 unbeschädigt.
- Sämtliche Theater sind zerstört.
- Von 32 Lichtspieltheatern sind nur noch 9 bespielbar.

Von 82 Sportplätzen sind nur noch 17 bespielbar.

Die Zahl der intakten Fernsprechanchlüsse ist von 24.000 auf 200 (!) gesunken.

Von 850 km Gasleitungen sind noch 250 km intakt.

Nur noch 11 % der Haushaltungen sind an intakte Wasserleitungen angeschlossen.

Weniger als 25 % der Einwohner haben elektrisches Licht.

Sämtliche Straßenbahnstrecken sind unbefahrbar



Bunker am Pfarrlandplatz heute

Quellen:

Eigene Erinnerungen

„Unter der Wolke des Todes leben“, (Th. Grabe, R. Hollmann, K. Mlynek, M. Radtke)

„Hannover Chronik, Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zahlen, Daten, Fakten“ (Klaus Mlynek, Waldemar R. Röhrbein)

„900 Jahre Linden. Eine wahnsinnige Geschichte“ (Hans-Jörg Hennecke)

Meine Adolf-Hitler-Zeit in Hannover

Mit zehn Jahren, also im Dezember 1939, komme ich automatisch in das „Jungvolk“. Wir Jungen werden „Pimpfe“ genannt. Die ältere Nachbarin meiner Großmutter im Kötnerholzweg ist wohl nicht so recht auf der Höhe mit dem jetzigen Sprachgebrauch und fragt den parterre wohnenden Hoppmannsohn Walter: „Bist du jetzt auch bei den Pumpsen?“ Der trägt, obwohl die Eltern stramm links und eher kommunistisch eingestellt sind (Herr Hoppmann ist Krafffahrer bei der Hanomag), stolz seine Jungvolk-Trommel mit den schwarzweiß aufgemalten Pfeilen vor sich her, wenn HJ oder Jungvolk durch die Straßen marschieren.

Mittwochs und samstags ist nachmittags „Dienst“. Der Besuch ist Pflicht. Nichtantritt wegen Krankheit oder aus anderen triftigen Anlässen muss von den Eltern schriftlich begründet werden. Bei Fehlen ohne Entschuldigung werden die Eltern vom Jungzugführer oder Jungenschaftführer aufgesucht und Erklärung verlangt. Ich gehöre zum „Fähnlein 68“. Unser Dienstantritt auf dem Bethlehemplatz ist mittwochs um 17.00 Uhr, am Samstag bereits um 15.00 Uhr, Dienstende jeweils gegen 19.00 Uhr. Unsere „Clique“ wartet oft noch bei „Luffen“ Gundlach auf dem kleinen Vorplatz neben der Bäckerei seiner Eltern an der Ecke Fröbelstraße/ Comeniusstraße, also in Sichtweite des Appellplatzes, und erst im letzten Augenblick gehen wir gemeinsam zum Antreten. Oft gibt es natürlich deshalb einen „Anpffiff“. Für uns ist das ein wenig Ausbrechen aus dem verordneten Zwang. Löcken wider den Stachel. Abtasten der Grenzen. Aber kein Widerstand.

Ob arm, ob reich, wir Jungen und Mädchen tragen zum „Dienst“ und bei offiziellen Anlässen eine einheitliche Uniform: Die Jungen im Sommer die kurze Hose, Braunhemd mit schwarzem Dreieckstuch um den Hals mit Lederknoten, im Winter die lange schwarze Überfallhose/ Skihose, die schwarze Skibluse über dem Braunhemd, die schwarze Skimütze mit Schirm. Dazu gibt es den ledernen Schulterriemen vom Koppel links über die rechte Schulter. Das Koppelschloss zierte eine gezackte S-Rune.

Bei trockenem Wetter sind wir draußen. Man praktiziert z.B. „Ordnungsdienst“ an der „Blauwiese“, dem Bereich der Bahnstrecke zum Küchengarten parallel zur Rampenstraße. Marschieren in der Kolonne, Kehrtwendungen, Grußübungen, Habtachtstellung. Sonst wird in Schulräumen (hier in der Fröbelschule) „Dienst“ gehalten. Es wird gepaukt und abgefragt: Hitlers Geburtstag. Seine Entwicklung. Gefreiter im ersten Weltkrieg. Verwundung durch Gasangriff. Märsche in Wien. Festungshaft in Landsberg. Marsch auf die Feldherrnhalle. Vorlesen aus Hitlers „Mein Kampf“. Dazu werden Lieder gelernt und gesungen:

„Ein Lied! ... drei, vier“, und dann geht es los. Je nach Stimmung gibt es alte Seemanns- und Landsknechtslieder, aber vermehrt jetzt Lieder der neuen Zeit: Vom Gebietsführer Werner Altendorf „Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit. Reißt die Fahnen höher, Kameraden“ oder von Baldur von Schirach „Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren, Jugend kennt keine Gefahren. Ist das Ziel auch noch so hoch, Jugend zwingt es doch“, von Eberhard Wolfgang Möller und Georg Blumensaat „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit“, „Hohe Nacht der klaren Sterne“, „Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit, wenn die Winde um die Berge singen“. Von Hans Baumann „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg“, was er 1932 für die katholische Jugendbewegung geschrieben hatte und was später oft fälschlich gesungen und nach dem Krieg angeprangert wird, weil die Zeile „denn heute, **da** hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ falsch mit „denn heute **gehört** uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ genannt wird, womit ein angeblicher Anspruch auf die Weltherrschaft begründet worden sei. Aber dann auch Lieder der Kampfverherrlichung: „Hört ihr die Motoren singen 'Ran an den Feind', hört ihr's in den Ohren klingen 'Ran an den Feind'. Bomben, Bomben, Bomben auf Engelland“ und „Panzer rollen in Afrika vor“. Allerdings wird auch das Volkslied weiter gepflegt. Lieder aus dem „Zupfgeigenhansel“ des Wandervogels werden übernommen: „Der Mond ist aufgegangen“, „Innsbruck, ich muss dich lassen“, „Ännchen von Tharau“, „Am Brunnen vor dem Tore“. Diese eignen sich natürlich nicht zur Begleitung beim Marschieren, sondern bringen Stimmung und Atmosphäre bei den „Heimabenden“ wie auch bei abendlichen Feiern am Lagerfeuer.

Natürlich das „Deutschlandlied“ und das „Horst-Wessel-Lied“. Die sind nun absolute Pflicht. Wenn Ferienbeginn ist, tritt die Schulgemeinschaft vor dem Hauptportal der Mittelschule III an. Nachdem die Hakenkreuzfahne aufgezogen wurde, gibt es eine markige Ansprache seitens des Rektors. Danach werden die beiden Lieder mit zum „Deutschen Gruß“ erhobener rechter Hand abgesungen, ehe es mit Geheul in die Ferien geht.

Mein Bruder Karl-Heinz ist ja fünf Jahre älter als ich und deshalb schon Mitglied der HJ/ Hitlerjugend. Hier gibt es verschiedene Gruppierungen als Vorbereitung für einen späteren Einsatz. Es gibt die Marine-HJ, der auch mein späterer Sportfreund Horst Wiesner angehört, und die ihn mehrfach in den Ferien als Bootsjungens auf das Segelschulschiff „Gorch Fock“ bringt, die Motor-HJ, bei der man schon jung Motorräder durch das Gelände jagen darf, die Flieger-HJ mit Segelflugbetrieb als Vorreiter für spätere Flugeinsätze, die Nachrichten-HJ und auch die Reiter-HJ.

Letzteres ist nun ein recht exklusiver Haufen. Dort tummeln sich hauptsächlich die Söhne reicher Eltern, die sich zum Teil ein eigenes Pferd leisten können. Die Reitausrüstung gibt es ja auch nicht umsonst. Mein Bruder hat wohl auf einem früheren Landarbeitereinsatz in Adelheidsdorf bei Celle Stallluft geschnup-

per Er will also zu den Pferden. Mutter kratzt das Geld zusammen, das ihm seinen Wunsch erfüllen hilft. Nach seiner Einberufung kommt Karl-Heinz zur Ausbildung nach Holland zu einer bespannten Einheit.

Einmal marschieren wir auf der Limmerstraße singend zur Schule in Limmer, wo wir uns mit dem dortigen „Fähnlein“ zu einer Keilerei, einem Kräftemessen, treffen sollen. Vorweg wird unsere Fähnleinfahne getragen. Ein markanter Spruch und Liedtext lautet: „Denn die Fahne ist mehr als der Tod“. Unsere Truppe marschiert auf der Straßenmitte. Etwa in Höhe der Schwanenburg passieren wir einen Fußgänger, der bei unserem Vorbeimarsch unsere heilige Fahne nicht mit erhobenem Arm grüßt. Ein paar Ältere scheren aus unserem Verband aus und verprügeln den verdutzten Fußgänger. Mir ist unbehaglich. Was soll das?

Am „Tag der Deutschen Wehrmacht“ marschiert unser Fähnlein zu den Sichelwerken in Limmer. Dort ist ein Schießstand aufgebaut, an dem wir mit Militärkarabinern unter Aufsicht von Soldaten Scharfschießen üben dürfen. Da ich zuhause reiche Schießserfahrung mit unserem Luftgewehr habe, erziele ich erfreuliche Schussresultate und bin stolz.

Es ist „Reichssporttag“ wie in jedem Jahr. Jungvolk und HJ, natürlich auch die Mädels, müssen sich produzieren und ihre Leistungen vorweisen. Unser Jungzug marschiert zum Grünplatz am Küchengarten und hat Boxen auf dem Programm. Nacheinander muss jeweils einer von uns sich einen Partner aussuchen, gegen den er dann seine Runden absolvieren kann. Gewöhnlich sucht man sich einen schwächeren Partner aus, um drohende Blessuren zu vermeiden. Geboxt wird nach offiziellen Regeln und mit richtigen Boxhandschuhen. Ich nehme mir meinen Freund Mante als Partner. Es soll jetzt einmal einen richtigen, fairen Kampf zwischen uns geben. Wir dreschen voll auf uns ein, sehr zur Freude unseres Jungzugführers. Die anderen kämpfen nach dem Motto: Wenn ich **den** nicht so hart schlage, hält **der** sich auch zurück. Bei uns gilt das nicht. Der Kampf geht unentschieden aus. Inzwischen haben wir jedoch einen großen Kreis von Zuschauern oder besser Zuschauerinnen erhalten. Es ist später Nachmittag geworden, und aus den nahegelegenen Fabriken der Spinnerei und Lindener Samt kommen die Zwangsarbeiterinnen nach ihrem Feierabend und legen einen kleinen Stopp bei uns ein auf dem Weg zu ihren Wohnlagern. **Unsere** Dienstzeit ist noch nicht vorbei. Wir müssen weiterbeschäftigt werden. Mit dem Boxen sind wir eigentlich schon durch. Bei Mante und Horst war es doch so richtig spannend gewesen mit vollem Einsatz, also müssen wir noch einmal ran. So dreschen wir wieder los. Als wir dann ein drittes Mal in den imaginären Ring geschickt werden, bekommen wir allerdings unsere Arme mit den schweren Boxhandschuhen kaum noch hoch.

Von der Bethlehemkirche gibt es eine Jungenschaft, die von einem jungen Mitarbeiter geleitet wird. Beim wöchentlichen Treffen im Gemeindesaal werden markige Geschichten vorgelesen und alte Landsknechtslieder gesungen. „Vom

Barette weht die Feder, „weht und drehet ihm Winde sich“. Wir variieren es etwas: „Vom Klosette springt der Neger“. Na ja. Es gibt ein kleines Kirchenblatt, von dem ich in unserem Kirchenkreis die Auslieferung und das Inkasso übernehme. Es kostet 2 deutsche Reichspfennig (oder sind es 5?). Auch mein Klassenkamerad Heinz Probst in der Bethlehemstraße gehört zu den Beziehern.

Pastor Klinzing ist als Feldgeistlicher zur Wehrmacht eingezogen. Unsere Mutter kümmert sich ein wenig um die Frau Klinzing mit ihren drei Söhnen. Klinzings Wohnung an der Ecke Kötnerholzweg/ Noltestraße fällt einem Bombenangriff zum Opfer. Die Familie wird evakuiert nach Lemgo. An der Bethlehemkirche wirken noch die **Pastoren Heinrich Wiebe** und **Wilhelm Brüdern**. Wiebe, seit 1933 Pastor und Kirchenvorsteher an der Bethlehemkirche, ist glühender Nationalsozialist. Er ist Speerspitze der NS-hörigen „Deutschen Christen“ im Lindener Norden. Auch Pastor Brüdern beginnt 1933 bei den „Deutschen Christen“, wendet sich aber schon wenige Monate später ab und wird entschiedener Vertreter der „Bekennenden Kirche“. Brüdern wird denunziert, dass er seine Zigarren in einem jüdischen Geschäft kaufe und des öfteren den Gruß „Heil Hitler“ mit absichtlich betontem „Guten Abend“ erwidert habe. Brüdern wird deshalb vom Landeskirchenamt gerügt, kann sich aber behaupten. Pastor Wiebe bleibt bis zu seiner Pensionierung 1949 unbehelligt im Amt. Zeitzeugen äußerten sich später, dass Heinrich Wiebe auch nach 1945 ein Nazi ohne Reue gewesen sei.

Als ich eines Tages von meiner Tante Emilie in Limmer mit der Straßenbahn zurück fahre, steht auf dem Perron des Anhängers ein junges Mädchen mit einem gelben Judenstern auf der Bluse. Juden dürfen nicht im Wagen sitzen. Sie kommt von der **Gartenbauanstalt in Ahlem**, die später wegen schlimmer Übergriffe auf die jüdischen Insassen mit vielen Toten zu Recht einen üblen Ruf erhält. Ich fühle mich befangen. Das junge Mädchen hat uns doch nichts getan. Sie tut mir Leid. Wie muss sie sich fühlen als Aussätzige mit dem gelben Stern? Wem hat sie etwas Böses getan?

Meine Mutter hat eine ältere Freundin aus ihrer Jugendzeit in der Nordstadt. Es ist Fräulein Meyer und wohnt Auf dem Loh beim Hainhölzer Bahnhof. Trotz dieses unverfänglichen Namens ist Fräulein Meyer Jüdin. Mutter besucht sie hin und wieder zusammen mit mir. Eines Tages ist jemand anders in der Wohnung. Fräulein Meyer ist „unbekannt verzogen“. Wir hören nie wieder von ihr.

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938, die man später als „**Reichskristallnacht**“ bezeichnet, werden als angeblich „spontane Folge“ der Ermordung des deutschen Gesandtschaftsrates Erich von Rath durch den Juden H. Grynszpan von den Nationalsozialisten planmäßig organisierte Angriffe gegen die jüdische Bevölkerung und ihre Einrichtungen durchgeführt. Fast alle Synagogen in Deutschland werden in Brand gesteckt, mehr als 7.000 in jüdischem Besitz befindliche Geschäfte zerstört oder schwer beschädigt. Auf dem Weg zu

meiner Tante Emilie in Limmer komme ich tags darauf an der Wunstorfer Straße 21 am Manufakturwarengeschäft „**M. Goldschmied Nachf.**“ vorbei und sehe dort die eingeschlagenen Schaufensterscheiben sowie auf der Straße davor zerstörte Teile der Einrichtung und Waren. Die Zeitung schreibt von der „kochenden Volksseele ob des niederträchtigen Mordattentats“. Ich bin knapp neun Jahre alt und soll/ muss das glauben. Nachfolger des Geschäftes wird die Firma „Alois Huber, Reitstiefel, Maßschuhe“.

Schon vorher wurden häufig die Schaufensterscheiben und Wände jüdischer Geschäfte bemalt: „Kauft nicht bei Juden“. Es war allerdings eine „verständliche“ Reaktion auf eine seinerzeit weltweite jüdische Kampagne gegen die deutsche Wirtschaft mit der Aufforderung: „Kauft nicht bei Deutschen“. Das erfahre ich allerdings erst rund sechzig Jahre später anhand eines Teilabdruckes aus der in London in millionenfacher Auflage erscheinenden einflussreichsten Tageszeitung „Daily Express“ der Ausgabe vom 24. März 1933. Das spätere Markenzeichen „Made in Germany“ sollte damals eigentlich ein Warnzeichen sein, um Kunden vom Erwerb deutscher Waren abzuhalten.

1948 werden wir Jungen der Leibniz-Schulklasse zu einem Ball der Sophien-Schule in Ricklingen in der „Alten Landwehrschanke“ eingeladen. Das ist noch eine reine Mädchenschule, wir sind eine Jungenschule. „Koedukation“ ist noch ein Fremdwort. Meine ausgeloste Partnerin ist Jüdin. Ich glaube mich erinnern zu können, dass es sich um eine Tochter des Dr. Blankenburg handelte, der später Kunde unseres Reisebüros Bangemann ist. Die Verwüstungen in der „Reichskristallnacht“ hatten wir ja schon mitbekommen. Für uns waren das „mehr „Sachbeschädigungen“. Von den schrecklichen und unfassbaren Verbrechen gegen die jüdische Bevölkerung erfahren wir erst nach dem Krieg, als man uns Filme über die Befreiung der KZ-Lager und Dokumentationsausstellungen zeigt. Ich tanze mit meiner jungen Partnerin, bin schrecklich befangen, fühle mich ihr gegenüber schuldig, obwohl ich weder ihr noch ihren Glaubensgenossen etwas getan habe. Es wird für mich ein Abend voller aufwühlender Emotionen.

Später, im Oktober 1959, nehme ich an einer Studienreise für Touristikfachleute nach Uganda teil. Es ist das Jahr der Übergabe der Kolonialverwaltung durch die Engländer an die nationalen Kräfte. Ein Jahr bleiben die Engländer noch im Land, um Hilfe zu leisten bei dem Neuaufbau der lokalen Verwaltung. Unser „Reiseleiter“ ist ein britischer Mitarbeiter des Touristik-Ministeriums der bisherigen Kolonialverwaltung. Nach Kriegsende war er als Major in Bayern eingesetzt zum Aufspüren ehemaliger Nazigrößen. Ein paar Monate später besucht er uns in Hannover zu einem Filmvortrag. Ich lade ihn zum Mittagessen in den damaligen Maschsee gaststätten ein. Das Gespräch kommt auf die Nazizeit, auf die KZ-Lager. Er meint, dass wir doch alle gewusst hätten, was da passiert ist. Ich konnte ihm darauf nur antworten, dass die Regierung ja bewusst die Maßnahmen gegen die Juden nicht öffentlich werden lassen wollte,

um Unruhen in der Bevölkerung zu vermeiden. So durfte ja auch der jüdische Herr Schwarz aus unserem Haus nach der Rückkehr aus dem KZ nichts darüber erzählen, um nicht sofort wieder abgeholt zu werden. Selbst die KZ-Häftlinge sollten bis zum Schluss im Glauben gehalten werden, es gehe in eine Entlausungsanstalt oder Duschanlage und nicht in die Vergasung.

Mein Vater ist „Blockwart“. Wie auch später in der DDR wird alles von oben bis hinunter in die kleinste Zelle organisiert. Vater muss jede Woche in seinem Bereich (Fröbelstraße 17 und 22, Windheimstraße 19, 21, 23) die Sammel Listen für die NSV²⁹ oder das WHW³⁰ an die „Hauswarte“ austeilen und mit den Einzahlungen von den Hauswarten wieder abholen. Diese Arbeit nehme ich ihm ab. Am Samstag und Sonntag klappere ich in unserem Haus alle Wohnungen ab und nehme Spendengelder in Empfang. Am Sonntag hole ich von den Hauswarten der meinem Vater zugeteilten anderen Häuser die Sammel Listen und das eingezahlte Geld ab und bringe Listen und Geld zum Büro der Ortsgruppe.

Nach dem Krieg wird wieder gesammelt, zumeist von der Schule organisiert. Diesmal soll für das Rote Kreuz und für andere karitative Einrichtungen gespendet werden. Es sind noch die alten Sammelbüchsen, nun neu übermalt. Ich gehe also meine alten Sammelbezirke ab. Man kennt mich ja. Um nicht als alter Nazi zu gelten, der früher reichlich gespendet hat, zahlt man jetzt auch wieder „gern“.

Unser Fähnlein veranstaltet ein Wochenlager in Barsinghausen. Wir wohnen in Zelten auf dem Haldengelände des Kohlebergwerks. Gekocht wird in der Waschküche des nahegelegenen Hauses einer Angehörigen der NS-Frauenschaft. Es gibt Geländespiele, abends Hocken am Lagerfeuer mit Sprüchen, Liedern, Vorlesen von Geschichten. Waschen können wir uns morgens in einem aufgestauten Rinnsal eines winzigen Baches.

Bei einem Besuch des Quartiers des Barsinghäuser Fähnleins klauen wir die dort auf dem Flur aufgehängte Fähnleinfahne. Natürlich wird das bald bemerkt, und es erfolgt am Nachmittag ein Sturmangriff auf unser Zeltlager, um die Fahne zurückzuholen. Die Barsinghäuser springen mit gezückten Fahrtenmessern von den Hängen auf unser Lager, zerschneiden die Zeltbahnen und verwickeln uns in einen ziemlich heftigen Nahkampf. Es gibt Blessuren auf beiden Seiten. Bald rückt aus Hannover die alarmierte Streifen-HJ an, die uns für die nächste Zeit beschützen soll. Trotzdem holen einige Eltern ihre Zöglinge schnell zurück nach Hannover.

Nach dem anfänglich rasanten Vormarsch in Russland kommen die deutschen Truppen vor Moskau zum Stehen. Es folgt ein mörderischer Winter mit Kälte-temperaturen unter 40 Grad, auf den unser Militär mit seiner Ausstattung nicht

²⁹ NSV = Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

³⁰ WHW = Winterhilfswerk

vorbereitet ist. Mit Aufrufen wird zu Kleiderspenden aufgefordert. Es werden Sammelstellen eingerichtet, wo man warme Unterkleidung, Pelzmützen, dicke Wollsocken und Wollhandschuhe für unsere Soldaten abgeben kann. Unsere nächstgelegene Sammelstelle ist in der Limmerstraße 92, einem leerstehenden Laden. Dort helfen wir Jungen vom Jungvolk, die Kleidungsstücke entgegen zu nehmen und zu sortieren. Da diese Gaben ja auch den eigenen an der Front stehenden Familienangehörigen zu Gute kommen, wird wirklich reichlich gespendet. In diesen wenigen Wochen werden **67 Millionen** Kleidungsstücke für die Soldaten an der eisigen Ostfront gesammelt. Für die Spenden gibt es als Dank eine vorgedruckte Spendenkarte.

In einer Schublade meines Vaters im Schlafzimmer der Eltern finde ich einen Stapel einer NS-Zeitschrift mit Hetzartikeln über Rassenschande und weiteren hetzerischen Aufsätzen. Ich glaube nicht, dass Vater das freiwillig abonniert hat. Er musste es wohl beziehen als Blockwart, so wie später unsere Freunde in Gardelegen in der DDR die offizielle Tageszeitung „Neues Deutschland“. Der Freund war Tierarzt, sie Lehrerin, und der Bezug des „Neues Deutschland“ war für sie Pflicht. Allerdings wanderte die Zeitung regelmäßig ungelesen gleich zum Altpapier. Der Inhalt war, wie wir bei einem späteren Besuch sehen, mit seinem Phrasengedresch auch wirklich ungenießbar. Das hatten wir doch schon einmal?

Nach der Rückkehr aus dem KLV-Lager Braunlage im Herbst 1944 wäre ich altersmäßig, ab 14 Jahren, nun Mitglied der Hitlerjugend. Nachdem meine Anmeldung bei der HJ-Dienststelle im Hindenburg-Stadion³¹ am folgenden Tag durch Bombenangriff verloren geht, bekomme ich auch bis zum Kriegsende keine Aufforderung mehr zum Dienstantritt bei der HJ. Ich habe mittwochs und samstags keinen „Dienst“ und kann die Zeit besser nutzen. Sondereinsätze werden durch die Schule angeordnet.

Dann erhalte ich doch im März 1945 den Befehl, mich am 26. März zur Musterung zum Militärdienst in der Bothfelder Kaserne einzufinden. Ich bin 15 ¼ Jahre alt, Jahrgang 1929. Meine Mutter geht mit dem Schreiben und mir zur Polizeiwache am Pfarrlandplatz, von der der Musterungsbefehl zugestellt wurde. Mutter schimpft: „Schicken Sie jetzt Kinder in den Krieg?“ Der Beamte erklärt, dass er sie ja verstehe, versucht zu beschwichtigen und warnt sie, ihre Kritik nicht laut werden zu lassen. Wenn es ein Falscher höre, könne sie in Teufels Küche kommen. In der Nacht gibt es wieder einmal einen Bombenangriff auf unsere Stadt. Bis zum Lister Platz, noch heißt er Hugenberg-Platz, muss ich zu Fuß durch die brennende Stadt, dann verkehrt von dort wieder die Straßenbahn bis Bothfeld. – Ich bin nun wohl doch noch zu mickrig für den Heldenkampf und werde für ein Jahr zurück gestellt. 14 Tage später ist allerdings schon der Amerikaner da und für mich der Krieg vorbei.

³¹ heute Eilenriede-Stadion

Vorher allerdings erhalte ich von meinem Freund Manfred Vondran noch eine Aufforderung der HJ, mich im HJ-Heim³² auf dem Lindener Berg einzufinden und alle verfügbaren Waffen mitzubringen. Ich habe mein Fahrtenmesser dabei und eine Tüte Bonbons aus dem Laden meiner Tante als Wegzehrung. Die versammelte Truppe kann nun dazu weitere Fahrtenmesser, eine Panzerfaust, einen Karabiner, eine Pistole und eine Feldapotheke vorweisen. Bei Panzeralarm, angekündigt durch die Luftschuttsirenen, sollen wir uns hier wieder treffen. Falls der Lindener Berg schon vom Feind besetzt ist, sollen wir uns einzeln zum Gasthaus „Fröhliche Waldschenke“ am Benthler Berg durchschlagen, von wo wir dann als Werwolf-Truppe den Feind aus Deutschland vertreiben werden.

Am 10. April ist es soweit. Die Sirenen künden an, dass der Feind vor der Stadt steht. Meine Mutter und ich sind schon am frühen Abend zum Kötnerholzweg in das großelterliche Haus gegangen, um bei Alarm schneller zum Pfarrland-Bunker zu kommen. Wir beiden rasen also zum Bunker, in dem wir die Nacht verbringen. Am nächsten Morgen ziehen nach leichtem Beschuss die amerikanischen Panzerkolonnen in endloser Reihe die Limmerstraße entlang. Ich verzichte auf diesen letzten Einsatz auf dem Lindener Berg und am Benthler Berg und lebe deshalb noch!



„Pimpf“ Horst Bohne im Jungvolk

³² später Heim der Falken-Jugend, Mittwoch-Theater und Jazz-Club

Über den Verfasser

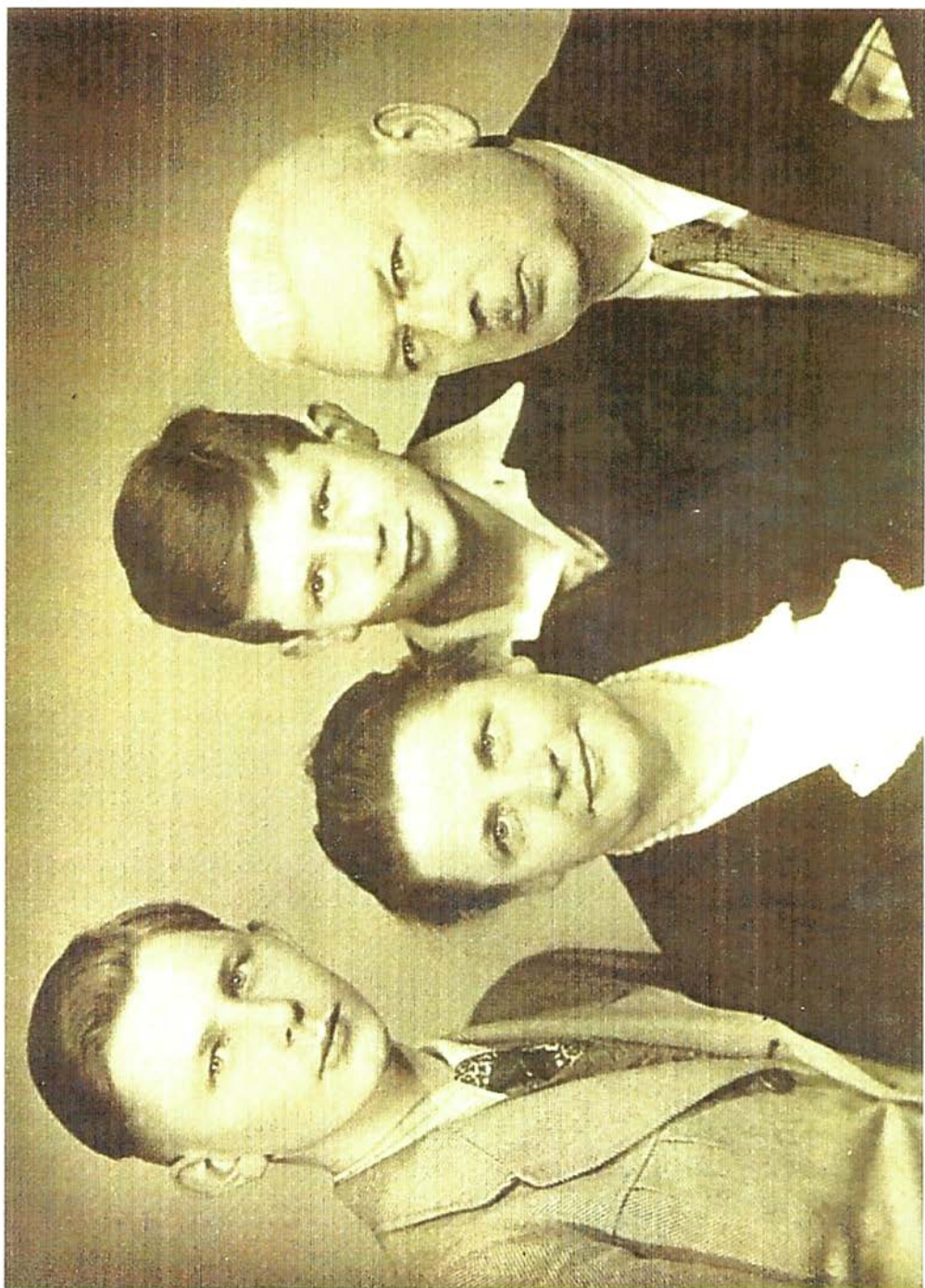
Horst Bohne

Jahrgang 1929

- 1929-1933 wohnhaft in der Steigertahlstraße in Linden
- 1933 Umzug in die Fröbelstraße/ Ecke Windheimstraße
- 1961 Umzug in die Deichmannstraße/ Ecke Ferdinand-Wallbrecht-Straße (List)
- 1970 Umzug in die Slicherstraße (Nähe Lister Platz)



- 1936-1940 Bürgerschule 50 in der Fröbelstraße (heute Albert-Schweitzer-Schule)
 - 1940-1947 Knaben-Mittelschule III Am Lindener Berg
 - 1941-1944 vier jeweils mehrmonatige Aufenthalte in Lagern der Erweiterten Kinderlandverschickung in Böhmen, Neuhaus/ Solling und Braunlage/ Harz
 - 1947-1949 Leibniz-Schule in der Beethovenstraße (im Gebäude der Humboldt-schule), Abiturabschluss
 - 1949-1951 kaufmännische Lehre im Reisebüro Bangemann, Falkenstraße und Lister Meile
 - 1956 Büroleiter Bangemann-Reisebüro (später FIRST-Reisebüro) Lister Meile, Prokurist, später Verkaufsleiter FIRST-Büros
 - 1959 Heirat mit Brigitte Bohne, geb. Großmann, aus Köslin in Pommern, ebenfalls Mitarbeiterin des Bangemann-Reisebüros in der Falkenstraße
 - 1961 Geburt der Tochter Katja
- Insgesamt 14 Jahre nebenberuflicher Fachlehrer an hannoverschen Berufsbildenden Schulen für Reiseverkehr/ Sparte Luftverkehr sowie Prüfungsausschussvorsitzender für den Reiseverkehr bei der Industrie- und Handelskammer Hannover
- seit 1993 im Ruhestand



Familienfoto 1947: Karl-Heinz, Dorothee, Horst und Theodor Bohne
ISSN 1860-837X